



LANDESVERBAND
BERLIN-BRANDENBURG
IM DEUTSCHEN ALTPHILOLOGENVERBAND

LATEIN UND GRIECHISCH IN BERLIN UND BRANDENBURG

ISSN 0945-2257

JAHRGANG LXX / HEFT 2-2026



© Musée du Louvre, Paris

Mitteilungsblatt des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband (DAV)

HERAUSGEBER

Der Vorstand des Landesverbandes

1. VORSITZENDER

Dr. Jan Bernhardt · Canisius-Kolleg
jan.bernhardt@davbb.de

2. VORSITZENDE

StR Andrea Weiner · a-weiner@t-online.de
StR Gerlinde Lutter · g1lutter@aol.com

BEISITZER

StR Wolf-Rüdiger Kirsch

KOMMUNIKATION UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

StD Dr. Josef Rabl · Josef.Rabl@t-online.de

REDAKTION

Dr. Marcel Humar · m.humar@fu-berlin.de

KASSENWARTIN:

Peggy Klausnitzer · peggy.klausnitzer@t-online.de

VERBANDSKONTO

IBAN: DE51 1605 0000 3522 0069 75

BIC: WELADED1PMB

Mittelbrandenburgische Sparkasse

INHALT

AUS DEM VERBAND

- Mitteilung der Redaktion 67
- 22. Potsdamer Lateintag:
PANTA RHEI – Nutzen und Gefahren von Wasser in der Antike 68
- Impressum 70

- Ulrich Schmitzer:
Lehrerinnen und Wissenschaftlerinnen der Alten Sprachen im frühen 20. Jahrhundert – eine Reihe von biografischen Portraits 71

REZENSIONEN

- Josef Rabl:
Schöne Bücher für den Sommer:
Acht Rezensionen 97

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt mit der Meinung des Vorstandes übereinstimmen. Anfragen bitte nur an die Schriftführung des Landesverbandes. www.ccbuchner.de

C. C. BUCHNER VERLAG · BAMBERG

LGBB.DAVBB.DE



Der Landesverband Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband

Der Landesverband Berlin und Brandenburg im DAV ist ein Fachverband der Fächer Latein und Griechisch an den Schulen und Universitäten in Berlin und Brandenburg.

Seit Jahren ist er einer der aktivsten Fachverbände in unseren Bundesländern. Mit Nachdruck vertritt er die Interessen der Alten Sprachen gegenüber Ministerien und Schulbehörden. Zugleich bringt er die Perspektive und den Bildungsbegriff unserer Fächer in den allgemeinen bildungspolitischen Diskurs ein.

Als Landesverband des DAV wirkt er aktiv an der bundesweiten Interessensvertretung der Alten Sprachen mit und unterstützt besonders die Bundeskongresse und die Medienarbeit.

Zahlreiche Fortbildungen und unser häufig erscheinender Newsletter unterstützen Sie in Ihrer Arbeit. In seiner bundesweit bekannten Zeitschrift *Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg* bietet der Landesverband anregende Artikel und Informationen zum altsprachlichen Unterricht in der Region und auch darüber hinaus.

Besuchen Sie uns auf unserer Webseite: <http://lgbb.davbb.de/>

und freuen Sie sich auf eine abwechslungsreiche Lektüre!

Zahlreiche Fortbildungen mit hohen Teilnehmerzahlen belegen die Einsatzbereitschaft und das Interesse der Unterrichtenden an den Themen, die der Landesverband jedes Jahr auswählt. Kooperationen mit Berliner Museen, Schulbuchverlagen und den Universitäten der Region bereichern das Angebot. So gibt es

z. B. spezielle Führungen, die Universität Potsdam lädt jedes Jahr zum Latein- und Didaktik-Tag ein, Freie Universität und Humboldt-Universität veranstalten mit dem DAV die »Dialogi Berolinenses«, in denen abiturrelevante Themen von namhaften Referenten aus Fachwissenschaft und Fachdidaktik behandelt werden.

Das Vorstandsteam freut sich über Ihr Interesse und steht Ihnen für alle Fragen rund um die Alten Sprachen in Berlin und Brandenburg gern zur Verfügung. Werden Sie Mitglied und unterstützen Sie uns bei der gemeinsamen Arbeit für den altsprachlichen Unterricht in Berlin und Brandenburg! → einen Antrag dazu finden Sie auf der 3. Umschlagseite).



DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

AUS DEM VERBAND

Mitteilung der Redaktion

Liebe Lesende,

Im April 2026 hat die Redaktion von LGBB eine kleine Online-Umfrage durchgeführt, die Lehrkräfte hinsichtlich ihrer Nutzung von LGBB befragt.

Die Ergebnisse können hier nicht im Detail dargestellt werden. Es zeigt sich aber: LGBB wird gelesen und das freut uns sehr. Gleichzeitig wollen wir von der Redaktion die Gelegenheit nutzen und an dieser Stelle darauf hinweisen, dass zahlreiche Lehrkräfte (beinahe die Hälfte der Befragten) rückgemeldet haben, dass Interesse an einem eignen Artikel bei LGBB besteht. Wir möchten daher noch einmal dazu motivieren, Artikel bei der Redaktion einzureichen. Diese können fachdidaktisch ausgerichtet und sowohl theoretisch als auch praxisorientiert sein oder auch über Aktivitäten aus dem Verband (Schulprojekte, Exkursionen etc.) informieren. Gerne steht die Redaktion bei Unsicherheiten unterstützend zur Seite.

Des Weiteren informieren wir Sie gerne über eine kleine Reihe, die mit dieser Ausgabe startet: Ulrich Schmitzer wird Frauen vorstellen, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts über das Studium der Alten Sprachen den Weg in die schulische und universitäre Welt der Altphilologie fanden, aber in der Erinnerung des Faches weitestgehend verschwunden sind und nicht einmal bei Jubiläumsanlässen gewürdigt werden. Derzeit sind sechs Porträts geplant: Gisela Fridberg, Luise Weltzien, Charlotte Loeschcke, Eva Sachs, Luise Reinhard, Elisabeth Holl. Ihre Biographien sollen zugleich allgemeine Erkenntnisse über die Geschichte unserer Disziplinen liefern, die bis in die Gegenwart reichen.



**PROGRAMM**

10:30–11:00 Uhr, Haus 6 Hörsaal 05

Grußwort aus dem Dekanat
Einführung durch
Prof. Dr. Katharina Wesselmann

11:00–12:00 Uhr

Impulsvortrag: Dem Meer zum Trotz – Antike Seefahrt,
Archäologie und das Römerschiff „Bissula“
PD Dr. Christian Rollinger, Universität Trier

12:00–13:00 Uhr – Pause

13:00–14:30 Uhr – Workshops

WORKSHOPS

Wasser fließt, aber für wen? – Das Problem einer
begrenzten Ressource von Ovids Metamorphose der
lykischen Bauern bis zur Tesla-Gigafactory in Grünheide
Dr. Hannah Brandenburg, Raum 3.06.S12

Wasser mit Nebenwirkungen – Blei, Bakterien und
andere Kontaminationen von Wasser in der Antike
Dr. Alexandra Forst, Raum 3.06.S13

Mee(h)r als nur Wasser – Luxus in Baiae zwischen Villen
und Wellen

Julia Genschow, Raum 3.06.S14

Schiffbruch mit Folgen – Wasser als Schicksalsmacher
in der römischen Rhetorikschule

Markus Hörty, Raum 3.06.S17

De piscibus monstrosis – Wunderbare Meereswesen im
16. Jh. und ihre antiken Vorbilder

Franz Jaß, Raum 3.06.S18

Nasse Grenzen und flüssige Straßen. Flüsse im
Imperium Romanum

Richard Schiffner, Raum 3.06.S19

Der Krieg des wahnsinnigen Kaisers Caligula gegen das
Meer – und seine literarischen Vorbilder

Prof. Dr. Katharina Wesselmann, Raum 3.06.S27

FÜR LEHRKRÄFTE

Wasser als Unglücksbringer in Ovids *Metamorphosen* –
Ideen zur Ausgestaltung der Lektüre im neuen
Rahmenlehrplan (11.2)

Dr. Karen Blaschka / Julia Brehmer, Raum 3.06.S28



Mehr Informationen unter:
www.uni-potsdam.de/klassphil

© 2023 Universität Potsdam, 10845 Potsdam (Germany). Text: Daria Bader

*An die Lehrkräfte für Latein
der weiterführenden Schulen
des Landes Brandenburg und Berlin*

Liebe Kolleg*innen,
hiermit möchte ich Sie ganz herzlich zu
unserem Potsdamer Lateintag einladen,
der in diesem Jahr schon zum 22. Mal
stattfindet.

Datum: Freitag, 02.10.2026**Zeit: 10:30–14:30 Uhr**

**Ort: Universität Potsdam,
Campus Griebnitzsee, Haus 6,
Hörsaal 05, 14482 Potsdam**

Wir werden verschiedene Perspektiven auf
das Thema „Wasser“ einnehmen. Im ers-
ten Teil der Veranstaltung wird uns PD Dr.
Christian Rollinger (Universität Trier) in
einem Einführungsvortrag über archäolo-
gische Aspekte antiker Seefahrt informie-
ren und Einblicke in Bau wie Erprobung
des Römerschiffs „Bissula“ geben.

Nach der Mittagspause bieten wir Work-
shops an, die einen je anderen Blick auf
das Thema richten. Dr. Hannah Branden-
burg widmet sich dem Umgang mit Was-
ser als begrenzter Ressource in Antike
und Gegenwart und Dr. Alexandra Forst
befasst sich mit den Gefahren der Konta-
mination von Wasser. In Julia Genschows
Workshop geht es um die antike Luxus-
und Badekultur in Kampanien und Markus
Hörty wird die rhetorische Seite des The-
mas „Schiffbruch“ näher beleuchten.

Franz Jaß stellt die im 16. Jh. kursierenden
Vorstellungen über wundersame Meeres-
wesen vor und fragt dabei auch nach deren
antiken Vorbildern. In Richard Schiffners
Workshop erfahren die Schüler*innen

mehr über die Frage, inwiefern Flüsse
bei den Römern als Grenze, aber auch
als Transportwege fungierten. Ich selber
möchte Suetons Schilderung nachgehen,
wie Kaiser Caligula einen Krieg gegen das
Meer führen wollte, und dabei auch die li-
terarischen Vorgänger dieser Erzählung in
den Blick nehmen.

In diesem Jahr bieten wir zudem einen
eigenen Workshop für die Lehrkräfte an,
den Dr. Karen Blaschka und Julia Breh-
mer (Ev. Gymnasium Hermannswerder)
durchführen werden. Darin geht es um die
Frage, inwiefern Wasser in Ovids Meta-
morphosen als Unglücksbringer erscheint
und wie man solche Themen für den Lek-
türeunterricht der Oberstufe didaktisch
ausgestalten kann. Die gesamte Veran-
staltung ist als Fortbildungsveranstaltung
anerkannt. Für teilnehmende Lehrkräfte
wird vor Ort eine Teilnahme-/Fortbil-
dungsbescheinigung ausgegeben.

**Wichtiger Hinweis: Bitte beachten Sie,
dass eine Anmeldung insbesondere für
die Workshops aus organisatorischen
Gründen erforderlich ist. Aufgrund der
hohen Nachfrage mussten wir in den
letzten Jahren schon früh Absagen vor
allem zu den Workshops erteilen. Bit-
te beachten Sie daher ferner, dass die
Teilnahme nach einer Anmeldung ver-
bindlich ist.**

Sollten Sie trotz vorheriger Anmeldung
an der Veranstaltung nicht oder in deut-
lich geringerer Zahl teilnehmen können,
bitten wir Sie dringend um rechtzeitige
Rückmeldung, damit ggf. Gruppen aus der
Warteliste nachrücken können.

Anmeldung bis Freitag, 11. September
2026 Anmeldungen erbeten unter:
zitzke@uni-potsdam.de

Im Namen des Lehrstuhls für Klassische
Philologie der Universität Potsdam grüßt
Sie herzlich

K. Wesselmann

Prof. Dr. Katharina Wesselmann
Lehrstuhl Klassische Philologie

Für Rückfragen stehen wir Ihnen gerne
zur Verfügung. Ein Lageplan liegt bei. Die
aktuellste Fassung des Programms finden
Sie im Anhang sowie auf unserer Website
unter <https://www.uni-potsdam.de/klass-phil/>.

Impressum ISSN 0945-2257

Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom Vorstand des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband (DAV) www.davbb.de

1. Vorsitzender:

Dr. Jan Bernhardt
Canisius-Kolleg
jan.bernhardt@davbb.de

2. Vorsitzende:

StR Gerlinde Lutter
Tagore-Schule/Gymnasium, Berlin
g1lutter@aol.com

StR Andrea Weiner Alexander von Humboldt
Gymnasium, Eberswalde
a-weiner@t-online.de

Schriftleitung des Mitteilungsblattes:

Dr. Marcel Humar
Habelschwerdter Allee 45 – Raum KL 24-112
14195 Berlin m.humar@fu-berlin.de

Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit:

StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a · 14055 Berlin
Josef.Rabl@t-online.de

Kassenwartin:

StR Peggy Klausnitzer
peggy.klausnitzer@t-online.de

Beisitzer:

StR Wolf-Rüdiger Kirsch · StD Dr. Josef Rabl

Verbandskonto:

IBAN: DE51 1605 0000 3522 0069 75
BIC: WELADED1PMB
Mittelbrandenburgische Sparkasse

Grafik / Layout:

Fabian Ehlers Karlsruher Straße 12
10711 Berlin fabian.ehlers@web.de
<https://www.fabianehlers.com>



www.davbb.de



Lehrerinnen und Wissenschaftlerinnen der Alten Sprachen im frühen 20. Jahrhundert – eine Reihe von biographischen Porträts

Ulrich Schmitzer

Eckart Mensching, der viele Jahre die Latinistikprofessur an der TU Berlin vertrat und als Schriftleiter des Mitteilungsblatts des DAV Berlin (-Brandenburg) wirkte, publizierte eine lange, nicht hoch genug zu schätzende Reihe von biographischen Skizzen (Buchausgabe: *Nugae zur Philologiegeschichte*, Bd. 1–14, Berlin 1987–2004), die kaum bekanntes Material vor allem über Professoren der Klassischen Philologie namentlich, aber nicht nur aus Berlin ans Licht förderten. Derzeit ist ein Projekt in Vorbereitung, das diese *Nugae* in digitaler Form wieder verfügbar macht und vor allem durch eine Fortsetzung zu neuem Leben erweckt.

Als Vorgeschmack wird in dieser Tradition eine kleine biographische Reihe von Frauen – Lehrerinnen und Wissenschaftlerinnen – vorgelegt, die in sechs Teilen (so die bisherige Planung) die Geschichte der Alten Sprachen in Berlin und darüber hinaus aufarbeitet. Dem Vorstand und der Schriftleitung des Berlin-Brandenburgischen DAV danke ich für die Bereitschaft, diesem Unternehmen eine Heimat zu geben. Der hier vorgelegte Beitrag markiert den Auftakt.

Am Anfang stand die Befürchtung, über solche Frauen gebe es wenig oder kein Quellenmaterial. Nach dem Gang in die Archive und der Sichtung des inzwischen digital verfügbaren wuch diese Angst dem Staunen darüber, wie umfangreich die Überlieferung ist, aber auch darüber, wie wenig davon bisher Gebrauch gemacht wurde.¹ Vieles ist digitalisiert, so die Jahresberichte der Preußischen Schulen, pädagogische Zeitschriften und Verzeichnisse sowie der jährlich erscheinene Kunze-Kalender (v.a. in der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung: <https://scripta.bbf.dipf.de/viewer/index/> – auf Einzelnachweise ist hier aus Gründen der Übersichtlichkeit verzichtet, die Dateien sind leicht zu finden), auch die Personalkarten (<https://bbf.dipf.de/de/sammeln-entdecken/besondere-bestaende-sammlungen/gutachterstelle-fuer-deutsches-schul-und-studienwesen>). Wichtiges Material – vor allem die oftmals vollständigen Personalakten mit

¹ Siehe auch Ulrich Schmitzer, *First Gen[der]: Klassische Philologinnen an der Berliner Universität und den Berliner Schulen im frühen 20. Jahrhundert* – Ida Kapp, Charlotte Loeschke, Eva Sachs und Luise Reinhard, Gymnasium – im Druck.

allen Gutachten – liegt in Papierform in den Archiven, für diesen Beitrag z.B. im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam sowie im Universitätsarchiv Rostock und in der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, meist gut erschlossen durch die Findbücher, aber eben nur an Ort und Stelle zu benutzen.

Der Weg zum Frauenstudium und zur weiblichen Berufstätigkeit im Bereich der Klassischen Philologie – Dr. Gisela Fridberg als Exempel.

„Also kan eyn meydlin ja so viel zeyt haben, das des tages eyne stunde zur schule gehe und dennoch seyns gescheffts ym hause wol warte. Verschleffts und vertanzet und verspielet es docj wol mehr zeyt.“² Diese häufig zitierte Passage aus der Ratsherren-Schrift Martin Luthers von 1524 wird nicht selten als eine der Mädchenbildung zugeneigte Aussage verstanden. Sie zeigt aber auch die Spannung zwischen der traditionell verstandenen Bestimmung der Frau und der Mädchenbildung, wie sie für Jungen und Männer niemals als

Problem gesehen worden wäre. Noch gut 400 Jahre später formulierte der eigentlich aufgeschlossene Lübecker Gymnasialdirektor Georg Rosenthal: „Ich kenne eine junge Frau, die, als sie Griechisch zu lernen begann, beim Erlernen der griechischen Verba zugleich Strümpfe stopfte. Die humanistische Bildung hatte sie der Tagesarbeit nicht entfremdet, im Gegenteil, ihr die Kraft gegeben, das praktisch Notwendige mit reiner Harmonie der Seele zu leisten.“³

Doch bis man wenigstens so weit kam, war ein langer Weg zu gehen gewesen. Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es medizinische Lehrmeinung, dass der weibliche Organismus und das weibliche Gehirn von ihrer Natur her nicht für das Studium geeignet seien.⁴ Und selbst nach der prinzipiellen Zulassung von Frauen gab es sehr skeptische Stimmen, wie die des Berliners Professor für Frauenheilkunde Ernst Bumm, der in seiner Rede zur Stiftungsfeier der Berliner Universität 1917 unter dem Titel „Über das Frauenstudium“ zu folgendem Fazit kam:⁵

„Es sieht so aus, als ob das Frauenstudium Mode werden wollte, und das wäre nicht gut. Allen den Frauen, die das heilige Feuer in sich fühlen, sollen die Pforten der Universitäten weit offen stehen. Die Alma Mater wird ihren Töchtern gewiß nicht weniger liebevolle Fürsorge für ihre geistigen Fortschritte entgegenbringen als ihren Söhnen. Aber die Mehrzahl der Frauen, und gerade der Frauen der mittleren Stände, die der Anreiz zum Studium am ehesten trifft, muß ihrer natürlichen Bestimmung erhal-

ten bleiben. Unsere Kinder sollen von Müttern geboren werden, die ein ausgeruhtes Gehirn und genug Zeit zur Aufzucht einer zahlreichen Nachkommenschaft haben. So leistet die Frau sich, der Familie und dem Staate den höchsten Dienst ...“

Selbst wenn es trotz allem in den 1920er Jahren nicht wenige Frauen gab, die Abitur (auch in seiner traditionellen humanistischen Form) und Studium bis hin zur Promotion durchliefen und als Gymnasiallehrerinnen wirkten, war ihre Präsenz noch keineswegs selbstverständlich und unangefochten.

In einer Zeit, in der an vielerorts in der Welt Mädchen- und Frauenbildung wieder in Frage gestellt wird und in der auch hierzulande zur Wahl antretende Parteien den Besuch von höheren Schulen durch Mädchen mit Misstrauen ansehen, ist es von mehr als nur wissenschafts- und fachgeschichtlicher Relevanz, an diese frühe Zeit zu erinnern.

Im ersten Beitrag dieser thematischen Reihe will ich anhand einer konkreten Biographie, die der Wilmersdorfer Gymnasiallehrerin Gisela Fridberg, zugleich eine sehr kurzgefasste Einführung in die Entwicklung der weiblichen Schulbildung und des Frauenstudiums sowie der beruflichen Optionen geben, die sich für eine Absolventin der Klassischen Philologie eröffneten, darüber hinaus auch die damit einhergehenden Beschränkungen zeigen. Gisela Fridberg soll jedoch nicht nur die Projektionsfläche für die abstrakten Gesetze und Entwicklungen bilden, sondern als ein konkreter und individueller Mensch vorgestellt werden, einer Frau mit

ihrem spezifischen Handeln in den allgemeinen Rahmenbedingungen ihrer Zeit.

Helene Lange und die Gymnasialkurse für Mädchen⁶

Nachdem es immer wieder vereinzelte Versuche gegeben hatte, Mädchen den Weg zu einer Jungen gleichwertigen Bildung zu öffnen (oder durch Privatunterricht herbeizuführen), wurden in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Stimmen lauter und waren kaum mehr zu ignorieren – Stimmen von Frauen und Männern.⁷ Vor allem Helene Lange (1848–1930) zeichnete sich aus durch Tatkraft, publizistisches Geschick und die Fähigkeit, sich wichtige weibliche und männliche Verbündete zu suchen. 1888 richtete sie einen Appell an das Preussische Kultusministerium und das Preussische Abgeordnetenhaus, der auch im Druck verbreitet wurde⁸ – ein Meilenstein auf diesem Weg. Zuvor hatte die Hoffnung bestanden, Kaiser Friedrich III. werde nicht zuletzt aufgrund des Einflusses seiner Ehefrau Victoria die Sache der Frauenbildung unterstützen, doch nach dem Ende von dessen nur 99 Tage währenden Herrschaft zerschlug sich das. Die Bemühungen standen wieder einmal am Anfang.

2 Martin Luther, An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen, D. Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 15, Weimar 1899, 9–53, hier: 47.

3 Georg Rosenthal, Die humanistische Bildung und die Frau, in: Das Humanistische Gymnasium 38, 1927, 89–90.

4 Siehe Heiko von der Leyen, Margarete Johanne Jacobys Zugang zur Altphilologie und der Anfang universitärer Ausbildung für Frauen in Deutschland, in: Gymnasium 132, 2025 – im Druck.

5 Ernst Bumm, Über das Frauenstudium. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III, Berlin 1917, 20.

6 Geschichte der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin, hrsg. vom Vorstand der Vereinigung zur Veranstaltung von Gymnasialkursen für Frauen, Berlin 1906.

7 Vgl. Hans-Jürgen Apel, Sonderwege der Mädchen zum Abitur im Deutschen Kaiserreich. Bildung zur Studierfähigkeit und Durchsetzung der Abiturberechtigung am Ausgang des Kaiserreichs (1908), Zeitschrift für Pädagogik 34 (1988) 171–189; eine Liste der Unterstützerinnen und Unterstützer der Frauenbildung findet sich verteilt über den Text der Geschichte der Frauenkurse (Anm. 6).

8 Helene Lange, Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung. Begleitschrift zu einer Petition an das preussische Unterrichtsministerium und das preussische Abgeordnetenhaus, Berlin 1888.

Die wichtigsten Gründe, die neben dem Traditionsargument gegen die schulische und akademische Bildung von Frauen ins Feld geführt wurden, waren vor allem pseudo-biologische oder generell pseudo-naturwissenschaftliche, die belegen sollten, dass Frauen von Körper und Seele her überhaupt nicht zu solchen Dingen in der Lage seien. Helene Lange widmete diesen Vorurteilen eine ausführliche Schrift, in der sie die Unhaltbarkeit solcher Auffassungen demonstrierte.⁹

Doch Helene Lange ließ es nicht bei publizistischen Aktionen bewenden, sie wurde ganz konkret aktiv. Die zahlreichen Initiativen, die durch sie, von ihr inspiriert oder parallel entwickelt wurden, lassen sich hier

- 9 Helene Lange, *Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau*. Frauenwahlrecht, 2. Auflage, Berlin 1899. Vgl. auch die kleine, aber dienstvolle Zusammenstellung <https://lab.sbb.berlin/helene-lange/>
- 10 Siehe auch von der Leyen, (Anm. 4).
- 11 Zitiert bei Gustav Uhlig, *Zur höheren Mädchenschulbildung*. Vortrag von Realgymnasialdirektor Dr. Koch in Berlin-Grunewald und Diskussion, *Das Humanistische Gymnasium* 19 (1908) 78–86 (an der Diskussion beteiligten sich u.a. Helene Lange und der streitbare Direktor der Königlichen Augustaschule Jakob Wychgram, der sich schon lange für die gymnasiale Mädchenbildung engagiert hatte).
- 12 Soweit nicht anders angegeben, beruhen die Angaben über Gisela Fridberg auf ihrer Personalakte beim Provinzialschulkollegium Berlin, Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam, Rep. 34 Provinzialschulkollegium Personalia 1101, Nr. 156. Hinzu kommt die Promotionsakte der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock 1910/11, Nr. 73 im dortigen Universitätsarchiv. Nicola Hömke hat diese für mich zunächst gesichtet, wofür ich ihr von Herzen danke, und damit die lohnende Fahrt nach Rostock vorbereitet. Im Nachlass von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf in der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen befinden sich fünf Briefe von Gisela Fridberg (Cod. Ms. Wilamowitz 406). Ich danke der Bibliothek, dass sie mir problemlos Scans dieser Briefe zur Verfügung gestellt hat. Die Briefe sind zu lang, um sie hier vollständig wiederzugeben (deshalb nur in kurzen Referaten und Auszügen), eine eigene Edition in näherer Zukunft ist geplant.

nicht alle nennen. Wir konzentrieren uns auf Berlin: Ab 1889 richtete sie in Berlin Gymnasialkurse für Frauen ein, die zunächst auf das Abitur an Realgymnasien vorbereiteten, ab 1893 auf das vollwertige humanistische Abitur, das jeweils extern abgelegt werden musste. In Berlin war das meist das Luisengymnasium in Moabit.¹⁰ Erstaunlicherweise bin ich bisher noch auf keinen Bericht aus erster Hand über diese Frauenkurse gestoßen – Memoiren, Erinnerungsstücke oder ähnliches scheinen nicht zu existieren. Einen gewissen Ersatz bildet eine – leider nicht genau datierte – Schilderung vom Eifer, der in diesen Mädchenkursen herrschte:¹¹

„Regelmäßiger Fleiß und aufmerksame Teilnahme war selbstverständlich. Aber die lebhaft Spannung, die aus den Augen hervorleuchtete, die offene Bereitschaft zur Aufnahme des Bildungsstoffes, die selbstvergessene Versenkung in schwierigere Fragen ging weit über das bei Knaben beobachtete Maß hinaus. Und obgleich fast alle Schülerinnen lediglich praktische Zwecke bei ihrer Ausbildung verfolgten und die Reifeprüfung nur als das unvermeidliche Tor ansahen, das ihnen den Weg zur Universität öffnete, so wurden sie doch von dem Zauber der griechischen Sprache und Poesie wie von dem Ideengehalt der griechischen Geisteswerke so gefangen, daß der Gedanke an das Examen in nebelhafte Ferne verschwand. Der tiefere Grund dieser Begeisterung für das Griechische liegt jedenfalls in der engen geistigen Verwandtschaft zwischen griechischem Wesen und weiblicher Naturanlage ...“

Gisela Fridberg¹² wurde am 4. Januar 1883 in Berlin geboren. Ihr Vater Franz Frid-

berg stammte aus Ungarn und hatte als Musiker und Kapellmeister einen Ruf in kulturinteressierten Kreisen, war aber oft auf Reisen und starb 1913 im Alter von 62 Jahren. Über die Mutter Gertrud, geb. Meyer (1861–1931) ist wenig bekannt: In einer Konzertankündigung von 1888 erscheint sie als „Claviervirtuosin“, die zusammen mit ihrem Mann auftrat.¹³ Gisela war evangelisch getauft, ihr Vater „urspr. mosaich, dann katholisch“ (so die Selbstauskunft im Fragebogen über ihre Herkunft von 1933). Die familiäre Vergangenheit sollte sie 1933 einholen – und sie war bei weitem nicht die einzige: Von den sechs Frauen, die in dieser Serie vorgestellt werden sollen, waren fünf durch die NS-Rassegesetze betroffen.

Gisela Fridberg erhielt zunächst Privatunterricht, der den Besuch einer öffentlichen Volksschule ersetzte, 1892 wechselte sie auf in eine private höhere Töchterschule.¹⁴ Ab 1898 war sie in den Gymnasialkursen von Helene Lange eingeschrieben¹⁵, so dass sie im Herbst 1902 – also nach den vom Curriculum vorgesehenen vier Jahren – das externe Abitur am Moabiter Luisengymnasium ablegen konnte. Insgesamt schlossen bei diesem Termin zehn junge Frauen ihre Schulausbildung ab, fünf von ihnen studierten danach Medizin, eine Naturwissenschaften, eine „Religion und Geschichte“, eine Romanische Sprachen und zwei „Alte Sprachen“, nämlich Gisela Fridberg und Helene Lask.¹⁶

Der Lehrplan bei Helene Lange war straff, straffer als an Jungenschulen, denn die Mädchen sollten in kürzerer Zeit das Abiturniveau erreichen. In Latein kam man in den vier Jahren bis Tacitus, Ciceros Reden und Horaz, in Griechisch bis zur Ilias, zu Sophokles, Platon und Thukydides. Die Al-

ternative zu solchen speziellen Frauenkursen wären die vollständig private Vorbereitung und die Meldung ebenfalls als Externe zum Abitur gewesen, was beispielsweise für Frauen aus kleineren Orten meist die einzige Möglichkeit war. Bei beiden Varianten ist es klar, dass ein beträchtliches häusliches Vermögen vorhanden sein musste, um die Kosten (auch für das Schulgeld¹⁷ und dann die Studiengebühren) zu decken. Außerdem konnte eine solche Frau weder durch Erwerbstätigkeit zum Familieneinkommen beitragen noch versuchen, die eigene wirtschaftliche Situation durch eine Heirat zu verbessern. Was passierte, wenn diese finanzielle Basis durch schicksalshafte Ereignisse wegbrach, wird ebenfalls in der Biographie von Gisela Fridberg deutlich.

- 13 Der Gebirgsbote, 17. Januar 1888 (<https://biblioteka-cyfrowa.pl/Content/55582/PDF/directory.pdf>), das Konzert fand im niederschlesischen Glatz statt.
- 14 Diese von Helene Alisch betriebene Schule befand sich in der Kreuzberger Johanniterstraße 9, eine Postkarte mit Bildern des Gebäudes von außen und innen bei <https://berlin.museum-digital.de/object/134058/>
- 15 Angabe im dem Promotionsgesuch an der Universität Rostock beigefügten Lebenslauf, siehe dazu genauer unten!
- 16 Über Helene Lask (geb 1877) ist nicht viel überliefert. Sie scheint (u.a.) in Freiburg studiert zu haben (Abgangszeugnis der Universität Freiburg von 15.4.1904), widmete sich nach dessen Tod 1915 dem Nachlass ihres Bruders, des Philosophen Emil Lask, lebte in den 1940er Jahren in der Wohnung von des Klassischen Philologen und Literaturwissenschaftler Ernst Grumach und wurde 1942 in ein Konzentrationslager außerhalb des Deutschen Reichs verschleppt, wo sich ihre Spur 1943 verliert (Emil Lask, *Die wissenschaftliche Korrespondenz*, hrsg. von Andreas Funke, Roberto Redaelli, Jing Zhao, Tübingen 2022, 44). Siehe auch die digitalisierte Akte Rep 36A Oberfinanzpräsident Berlin-Brandenburg II, 21293 im Brandenburgischen Landeshauptarchiv Potsdam über die Verwertung ihres Vermögens nach der Deportation am 31.8.1942 wo als letzte Wohnadresse „Bln-Charlottenburg, Schlüterstr. 53 bei Grumach“ angegeben ist. Sie ist demnach „nach dem Osten evakuiert“ (wohl nach Riga) worden.

Kein Zufall ist, dass die meisten Frauen, die dieser thematischen Reihe vorgestellt werden, jüdischer Herkunft sind. Denn Bildung war für die jüdische Emanzipation im 19. Jahrhundert ein entscheidendes Konzept. Diese Wertschätzung und Unterstützung von Bildung lässt sich in diesen Frauenbiographien wiederfinden.¹⁸

Studium als Frau am Beginn des 20. Jahrhunderts¹⁹

Gisela Fridberg begann unmittelbar im Anschluss an das Abitur „mit Erlaubnis des Rektors“ (so heißt es im Lebenslauf mit der damaligen Standardformulierung)

- 17 Ein Beispiel: In der Cecilienschule in Wilmersdorf betrug 1913 das Schulgeld in den Unterklassen 100 Mark im Jahr, in den Oberklassen 120 Mark (für „Auswärtige“ 180 bzw. 200 Mark). Ein „wissenschaftlicher Lehrer“ erhielt als Anfangsgehalt 2700 Mark im Jahr (und damit um ein Vielfaches mehr als etwa ein Arbeiter oder Handwerker); die Angaben nach dem Bericht der Cecilienschule über das Schuljahr 1913–14 (https://scripta.bbf.dipf.de/viewer/image/1155966430_1914/1/) und dem „Kunze-Kalender“: Kalender für das höhere Schulwesen Preußens und einiger anderer deutscher Staaten, Schuljahr 1914, Breslau 1914, XV. An der Cecilienschule war Gisela Fridberg von 1911 bis 1934 beschäftigt, siehe unten!
- 18 Vgl. Marion Kaplan, Frauen und jüdische Geschichte im deutschen Kaiserreich, L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 3/2, 1992, 59–72, bes. 61.
- 19 Siehe auch die instruktive, weit in ihrer Tragweite über die Medizinstudentinnen hinausreichende Arbeit von Anja Burchardt, Blaustrumpf – Modestudentin – Anarchistin? Deutsche und russische Medizinstudentinnen in Berlin 1896–1918, Stuttgart / Weimar 1997.
- 20 Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königlichen Friedrich–Wilhelms–Universität zu Berlin. Auf das Sommerhalbjahr vom 16. April bis 15. August 1903, Berlin 1903, 214.
- 21 Zur Einführung in das akademische Leben an der Universität Berlin, Oktober 1908, hrsg. von der Vertrauenskommission zur Erhaltung freistudentischen Lebens an der Universität Berlin, Charlottenburg 1908, 11.

an der Berliner Universität das Studium der Klassischen Philologie, Philosophischen Propädeutik und Evangelischen Religion. Sie war demnach als Gasthörerin zugelassen, wie es in Preußen seit 1898 für Frauen möglich war. Im Sommersemester 1903, also ihrem zweiten Semester, besaßen zusätzlich zu den 5781 immatrikulierten Studenten 405 Männer und 293 Frauen diesen Status.²⁰

Es gab sogar eine „Auskunftsstelle der Freien Vereinigung studierender Frauen“, die sowohl bei der Zulassung zu Lehrveranstaltungen und Prüfungen als auch bei der Suche von Wohnmöglichkeiten unterstützte sowie über Berufsaussichten beriet.²¹ Die Präsenz von Frauen an der Universität war durchaus Realität, aber sie hatte immer den Status des Außerordentlichen und gründete nicht auf einem generellen Anspruch.

Prinzipiell mussten Frauen für die Zulassung als Gaststudentinnen ihr Abiturzeugnis oder das Zeugnis über die bestandene Lehrerinnenprüfung vorlegen. In den amtlichen Verlautbarungen wurde ausdrücklich darauf hingewiesen: „Die Zulassung von Frauen als Gastzuhörer erfolgt nur im Einverständnis mit den akademischen Lehrern, bei denen Vorlesungen gehört werden sollen.“²²

Eine genaue Aufstellung der von Gisela Fridberg besuchten Veranstaltungen fehlt. Doch lassen sich einige allgemeinere Erwägungen an deren Stelle einfügen. Ihr Studienbeginn und die gesamte Studienzeit fielen in eine Phase des Übergangs der Berliner Altertumswissenschaften.²³ Noch bestand das alte Philologische Seminar mit den müde gewordenen Professoren Johannes Vahlen und Adolf

Kirchhoff, doch seitdem 1897 Ulrich von Wilamowitz–Moellendorff im Zuge seiner Berufung das Institut für Altertumskunde gegründet hatte und es zusammen mit Hermann Diels leitete, war ein neuer Geist zu spüren.²⁴ 1906 kam Eduard Norden als Latinist dazu, außerdem war als Assistent und Bibliothekar der Privatdozent Rudolf Helm tätig. Während sich Kirchhoff und Vahlen das Seminar vorbehielten, konnte Wilamowitz ein Proseminar etablieren:²⁵

„Wir sahen uns bald genötigt, in unserem sog. Proseminar Neuerungen einzuführen, die ich zu verantworten habe ... Das erste war die Schaffung einer Oberstufe, in die eine Prüfung hineinführte. Sie bestand aus einer Übersetzung aus dem Lateinischen und Griechischen, was zuerst als zu leicht beanstandet ward, sich aber durchaus bewährte. Die Gefahr, daß zu viele sie bestünden, war durchaus nicht vorhanden, obgleich ich wenigstens nur leichte Texte wählte. Ovidische Disticha z.B. waren den meisten etwas ganz fremdes ... Nun ließ sich durchführen oder doch als Prinzip aufstellen, daß in das Seminar nur solche eintreten sollten, welche in die Wissenschaft mit eigener Arbeit einzudringen befähigt und gewillt waren. Das Lateinsprechen und Schreiben hielten wir für das Seminar nach Möglichkeit fest; manche Dinge vertragen es nicht, aber es hat schon den einen großen Vorteil, daß das leere Gerede im Stile der deutschen Schulaufsätze unterbleibt. Die Oberstufe blieb beim Deutschen, soweit nicht einzelne freiwillig lateinisch schrieben, sollte aber

denen genügende Ausbildung geben, welche nur dem Examen und dem praktischen Lehrberufe zustreben. Es ist nicht leicht, aber lohnend, sich als Lehrer danach einzustellen.“

Anders als heutzutage standen keineswegs alle Lehrveranstaltungen allen Studierenden offen. Das Studium selbst war in die strengen Regeln der Philologie eingepasst, wie sich in Deutschland im 19. Jahrhundert entwickelt hatte, zumal bei Vahlen.

- 22 Verzeichnis der Vorlesungen an der Königlichen Friedrichs–Wilhelms–Universität zu Berlin im Winter-Semester 1908/09, Berlin 1908, 6. – Die im Archiv der Humboldt-Universität aufbewahrten Teilnehmerverzeichnisse (hier: Phil. Fak. 01: 1626 – Institut für Altertumskunde, 1899–1906) enthalten auch kurze Bemerkungen der Dozenten (die Zuordnung zu bestimmten Lehrveranstaltungen ist meist nicht möglich). Daraus ergibt sich das Bild einer sehr fleißigen und bemühten Studentin, der aber tieferes philologisches Verständnis oder gar Genialität abging. Ein Beispiel (das ausführlichste): „Arbeit über die ersten sechs Capitel von περί ἀρχαίων ἱερτικῆς besser als die Arbeit im vorigen Semester, fleißig, durchdacht und vielfach mit Urteil. Spuren von Productivität aber noch nicht vorhanden“ (Sommersemester 1904, Prof. Dr. Georg Wentzel).
- 23 Siehe den Überblick von Holger Danat, Klassische und Germanische Philologie, in: Heinz-Elmar Tenorth, Rüdiger vom Bruch (Hrsg.), Geschichte der Universität Unter den Linden, Bd. 5: Praxis ihrer Disziplinen. Transformation der Wissensordnungen, Berlin / Boston 2010, 461–494; außerdem immer noch Johannes Vahlen, Das Philologische Seminar, in: Max Lenz, Geschichte der Königlichen Friedrich–Wilhelms–Universität zu Berlin, Bd. 3, Berlin 1910, 208–216, Ulrich von Wilamowitz–Moellendorff, Das Institut für Altertumskunde, ebd. 216–219 (aus Vahlers Darstellung wird auch die Konkurrenz zwischen den beiden Einrichtungen deutlich).
- 24 Siehe auch die Beschreibung in Wilhelm Paszkowski, Berlin in Wissenschaft und Kunst. Ein akademisches Auskunftsbuch nebst Angaben über akademische Berufe, Berlin 1910, 100–101, wonach das alte Seminar acht bis zwölf ordentliche Mitglieder hatte, das neue Institut 400 bis 500.
- 25 Ulrich von Wilamowitz–Moellendorff, Erinnerungen 1848–1914. Zweite ergänzte Auflage, Leipzig 1929, 286.

Ein ungarischer Student, Lajos Havarty, der 1906 nach Berlin gekommen war, rechnete in einer 1908 erschienenen und bereits drei Jahre später erweitert aufgelegten Streitschrift mit diesem System ab, das dem persönlichen Empfinden als Kriterium des Zugangs zur Literatur keinen Raum gab und dem Genie höchst misstrauisch gegenüber stand.²⁶ Besonders der mit dem Pseudonym „Woepke“ eingeführte Professor wurde in bissiger Satire an den Pranger gestellt. In ihm ist unschwer der gealterte Johannes Vahlen zu erkennen²⁷, der dem Catull vor allem mit den Mitteln von Textkritik und Realienkunde zu Leibe rückte. Und so setzt Hatvany ein:

„Woepke beginnt mit der Erklärung des Gedichtes, in dem Catull die Spiele seiner Freundin mit ihrem Lieblingssperling beschreibt. Der Professor spricht vor allem darüber, daß der Sperling bei den Römern kein so verachteter Vogel war wie bei uns. Diese Behauptung bekräftigt er mit

der 5. Zeile der IV. Szene des 5. Aktes von Plautus Captivi. Er liest uns auch die 64. Seite aus Huschkes Anal. Liter. vor, worin der Autor auf Grund verschiedener Stellen darzutun sucht, daß der Ausdruck passer Sperling bei den römischen Liebespaaren ein oft gebrauchter Kosenamen war.“

Es ist sehr zu hoffen, dass Gisela Fridberg solche Ernüchterung erspart blieb. Auch sie scheint – wie viele andere männliche und weibliche Studierende stattdessen Wilamowitz' Charisma verfallen zu sein, jedenfalls besuchte sie laut ihrer Vita Lehrveranstaltungen bei ihm, außerdem bei Diels und Norden. Wie intensiv Wilamowitz auf seine Zuhörerschaft wirkte, hat seine Schülerin Eva Sachs, die zwei Jahre nach Gisela Fridberg das Studium begann, rückblickend in einem Brief geschildert:²⁸

„Was sich nicht wiedergeben lässt und auch Sie vielleicht nie von ihm ganz erlebt haben, war die gesammelte Kraft und Leidenschaft, die ausstrahlte, wenn er in Auditorium Maximum eine öffentliche Vorlesung hielt, wirklich die Radiumkraft seiner Seele auf die versammelte Menge der Hörer.“

Wie das damalige Berliner Studienangebot aussah, zeigt exemplarisch ein Blick auf das Sommersemester 1904. Im Philologischen Seminar konnte man sich bei Vahlen mit den *Satiren* des Persius und bei Kirchhoff mit dem 6. Buch der *Ilias* befassen. Wilamowitz dagegen behandelte die Chorlieder bei Aristophanes und die Gefallenenede des Thukydides, der

26 Lajos Hatvany, Die Wissenschaft des Nicht Wissenswerten, Leipzig 1908, 24. Siehe Stefan Rebenich, Die Deutschen und ihre Antike. Eine wechselvolle Beziehung, Stuttgart 2021, 168. – Die im Text genannten Lehrveranstaltungen lassen sich nicht unmittelbar in der Realität wiederfinden, Vahlen etwa hielt sein vierstündiges Catull-Kolleg nach dem Berliner Vorlesungsverzeichnis bereits 1904, aber das tut hier nichts zur Sache.

27 Zur Identifikation des „Woepke“ genannten Professors mit Johannes Vahlen (nicht mit Wilamowitz) siehe zuletzt Christiane Reitz, „Homer hat gelebt – Homer hat nie gelebt“. Ein kleiner Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte, in: Antonios Rengakos, Patrick Finglass, Bernhard Zimmermann (Hrsg.), More than Homer Knew. Studies on Homer and his Ancient Commentators in honor of Franco Montanari, Berlin / Boston 2020, 401–416, hier: 405, Anm. 28.

28 William M. Calder, Eva Sachs on von Wilamowitz-Moellendorff, Illinois Classical Studies 13, 1988, 203–216, hier: 212.

außerordentliche Professor Wenzel das Werk des Ausonius. Einen typischen lateinischen Schultext, Ciceros *Tusculanen*, gab es nur bei Rudolf Helm. Außerdem wurde eine Wiederholung der lateinischen und griechischen Syntax sowie griechische und lateinische Stilübungen (beide Veranstaltungen am Samstag Vormittag) angeboten.²⁹ Es gab vier griechische Vorlesungen, aber keine lateinische: Helden-sage der Griechen, *Ilias*, Aischylos' *Perser* sowie Thukydides und Xenophon. Es ist evident, dass dieses Veranstaltungsangebot nicht auf einem durchgängigen Curriculum oder einem Lektürekanon beruht, sondern auf den Interessen der Lehrenden, vor allem der Professoren – die traditionelle Einheit von Lehre und Wissenschaft, die Studierenden konnten an der Forschung der Professoren Anteil haben. Dass sich die Universität auch nicht im Dienst der Lehrerbildung sah, hat keiner so scharf ausgedrückt wie Wilamowitz in seiner 1892 gehaltenen Rede „Philologie und Schulreform“:³⁰

„Und wenn wir nun keine Schulamtskandidaten mehr unter unseren Zuhörern haben sollten – ja, Schulamtskandidaten kennen wir auch jetzt nicht darunter: wir kennen nur Studierende der Philologie.“

Wilamowitz war in dieser Zeit der unbestrittene Großgrazist der deutschsprachigen Universitätslandschaft. Er war aber auch für Studierende erreichbar. So wandte sich Gisela Fridberg am 6. April 1906 mit einem langen Brief an Wilamowitz. Beim Durcharbeiten seines „Griechischen Lesebuchs“ (mit dem er die klassizisti-

schen Beschränkungen des Griechischunterrichts zu überwinden versuchte³¹) sei sie auf den Satz gestoßen, dass der frühkaiserzeitliche Philosoph Epiktet das Evangelium Jesu nicht gekannt habe³² – ein folgender Brief zeigt, dass die Beschäftigung im Rahmen einer Hausarbeit geschah. Fridberg versucht gegen Wilamowitz' Urteil auf fünf handschriftlichen Seiten, vor allem aus der Apostelgeschichte heraus, es zumindest als möglich erscheinen zu lassen, dass Epiktet die christliche Lehre durch die Missionsreisen des Apostels Paulus in Kleinasien kennen gelernt hat. Die Antwort ist nicht erhalten, aber da danach der Kontakt nicht abbrach, ist zu vermuten, dass er zumin-

29 Verzeichnis der Vorlesungen, welche an der Friedrichs-Wilhelms-Universität zu Berlin im Sommersemester vom 16. April bis 15. August 1904 gehalten werden, Berlin 1904, 40.

30 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Philologie und Schulreform. Festrede, Göttingen 1892, 14 = ders., Reden und Vorträge, Berlin 1901, 97–119, hier: 104.

31 Wilamowitz wollte nach eigener Aussage (Erinnerungen, wie Anm. 25, 253) darin ein umfassendes Bild der griechischen Literatur bieten: „Wer der Meinung ist, daß nur künstlerisch vollendete Werke gelesen werden sollen, verurteilt für das Griechische, was das Latein gerade jetzt eifrig anstrebt. Homer und die athenischen Klassiker in Vers und Prosa (was den Thukydides ausschließt) zeigen nur einen engen Ausschnitt des Hellenentums; wie sich damit das Lesen des Neuen Testaments verträgt, das ein Vorzug des Gymnasiums sein muß, wird dabei nicht bedacht. Griechisch als Weltsprache lehrt erst, daß jede Wissenschaft aus Hellas stammt, Mathematik und Technik, Grammatik und Medizin, jede Philosophie und die Bibel samt den ältesten Dokumenten des Christentums. Das zeigt mein Lesebuch.“ – In der Didaktik des Griechischunterrichts wurde dieser umfassende Ansatz aber durch einen auf Werner Jaegers Paideia-Konzept gestützten klassizistischen Zugriff weitgehend marginalisiert. Am Institut für Altertumskunde wurde das „Lesebuch“ zu Lebzeiten von Wilamowitz immer wieder in Lektürekursen verwendet, wie die Vorlesungsverzeichnisse zeigen.

32 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Griechisches Lesebuch, Berlin 1912, I. Text, 2. Halbband, 321.

dest freundlich geantwortet hat, auch wenn er gewiss nicht von seiner Ansicht abgewichen ist. Solche briefliche Kommunikation von Student(innen) mit ihrem Lehrer war nicht singulär. Beispielsweise schrieb die Studentin Eva Sachs nach einer Sitzung von Wilamowitz' Menander-Seminars im Sommersemester 1910 zwei lange Briefe mit Vorschlägen zur Verbesserung des überlieferten Textes.³³ Darüber hinaus zeigt der Brief der Studentin in der Mitte ihres Studiums, wie sehr sie sich in die Gegenstände ihres Faches hineingedacht hatte, gestützt auf die eigenständige Lektüre von Wilamowitz' Anthologie, und wie sie versuchte, entsprechend ihren Studienfächern Christentum und Antike miteinander zu verbinden.

Examensprüfung und Vorbereitungsdienst

Mit dem Wintersemester 1908/09 wurden die Beschränkungen für das Frauenstudium in Preußen allgemein aufgehoben, der Umweg über den Gasthörerstatus war nicht mehr notwendig. Der einschlägige Erlass liest sich unspektakulär, hatte aber weitreichende Folgen: „Als Studierende der Landesuniversitäten werden von Wintersemester 1908/09 ab auch Frauen zugelassen.“³⁴ Doch da war Gisela Fridberg bereits bei ihrem Examen angelangt.

Im Februar 1908 legte sie die Prüfung *pro facultate docendi* ab (was dem heutigen Ersten Staatsexamen bzw. dem Master of Education entspricht), sie bestand mit dem Prädikat „genügend“. Für die schriftliche Prüfung hatte sie als Aufgaben erhalten: „Epiktet und Plato“ sowie „De Plauti et Terenti vokabulis (sic) graecis vel Graecorum more fictis“. Die Themen für die mündliche Prüfung sind nicht überliefert, ebenso wenig die Prüfer. Die Prüfung in Evangelischer Religionslehre schloss einige Monate später diesen ersten Durchgang ab.³⁵

Auch diese Möglichkeit, sich einer vollwertigen Staatsexamensprüfung zu unterziehen, war recht neu. Nur drei Jahre vorher, 1905, hatte sich die Studentin Thekla Freytag als erste Frau den Zugang zu diesem Examen erstritten.³⁶ Die Veränderungen hatten generelle Konsequenzen: Weil „sich in letzter Zeit die Meldungen weiblicher Prüflinge zur Prüfung für das höhere Lehramt in Preußen vermehrt haben“, erließ das Preußische Kultusministerium 1906 die Bestimmung (noch einmal präzisiert 1909³⁷), dass eine Kandi-

datin ihr Examen ablegen konnte, sofern sie nach dem Abitur „mindestens sechs Halbjahre – sei es an als immatrikulierte Studentin sei es als Gasthörerin – an einer deutschen Staatsuniversität dem Berufstudium ordentlich obgelegen d.h. an den für das Fachstudium wesentlichen Vorlesungen und Übungen teilgenommen und außerdem mehrere Vorlesungen allgemein bildenden Charakters gehört hat.“³⁸ Das jeweils zuständige Provinzialschulkollegium³⁹ hatte das Bestehen des Examens *pro facultate docendi* festzustellen und für den weiteren Gang der Ausbildung zu bestimmen, ob bis zur Anstellungsfähigkeit ein weiteres Probejahr erforderlich war. Vor allem war nun der Weg in den Lehramtsberuf auch für Frauen institutionell geregelt:

„Kandidatinnen des höheren Lehramts ... erlangen die Anstellungsfähigkeit als Oberlehrerin an Höheren Mädchenschulen und weiterführenden Bildungsanstalten für die weibliche Jugend nach einer ... praktischen Ausbildung für das Lehramt. Die hiernach erforderliche Ablegung des Seminar- und Probejahrs hat an höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend zu erfolgen. Zu diesem Zwecke ist in Aussicht genommen, an geeigneten öffentlichen mit Lyzeum oder Studienanstalt⁴⁰ verbundenen Höheren Mädchenschulen Seminareinrichtungen ... zu schaffen.“

Gisela Fridbergs Weg vom Studium in den Beruf fiel erneut in eine Übergangsphase, in der sich die Institutionen erst mit der neuen Realität von weiblichen Kandi-

tinnen vertraut machen mussten.⁴¹ Die Vorschriften für Männer und Frauen waren nunmehr – bis auf die unterschiedlichen Schulen – prinzipiell gleich. Die praktische Ausbildung nach dem Studium dauerte zwei Jahre und bestand aus dem Seminar- und dem Probejahr.⁴² Im Seminarjahr ging es darum, „mit der Erziehungs- und Unterrichtslehre in ihrer Anwendung auf höhere Schulen und der Methodik der einzelnen Unterrichtsgegenstände“ vertraut zu werden sowie erste praktische Erfahrungen zu sammeln (im Studium selbst waren keine Praktika vorgesehen gewesen). Das Probejahr „dient vorzugsweise der Bewährung des im Seminarjahre erworbenen Lehrgeschicks“, wobei die Unterrichtstätigkeit in der Regel acht bis zehn Wochenstunden umfassen sollte. Bemerkenswert ist, dass für die Meldung zum Seminarjahr auch eine Aussage erforderlich war über die Vermögenslage und über die Möglichkeit,

33 Fabio Berdozzo, Zwei unveröffentlichte Briefe von Eva Sachs an Wilamowitz (zu Men. Peric. 379–382), *Eikasmos* 16 (2005), 471–485.

34 Erlaß, betreffend die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium, Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen 50, 1908, Nr. 8, 690 (18. August 1908).

35 Zuständig war die Königliche Wissenschaftliche Prüfungskommission, für die Klassische Philologie gehörten ihr die Universitätsprofessoren Vahlen, Diels und Norden sowie Johannes Kirchner vom Friedrich-Wilhelms-Gymnasium Berlin an (dieser war auch als Lehrbeauftragter für die griechischen Stilübungen tätig), für Evangelische Religionslehre die Professoren Seeberg und Runze (zugleich Oberlehrer am Falk-Realgymnasium Lichterfelde) – Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen 49, 1907, 551.

36 Siehe unten Anm. 43.

37 Erlaß U III D 5649, U II UL, Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen 51, 1909, 411–413.

38 Erlaß U II 4169, Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen 48, 1906, 224.

39 Zur Rolle und Bedeutung des Provinzialschulkollegiums siehe Michael-Sören Schuppan, Hauptstadtegoismus und preußische Schulverwaltung. Die Berliner Schulentwicklung im Spannungsfeld bildungs politischer Kompetenzen 1919–1933, Paderborn 2009.

40 „Studienanstalt“ war die übliche Bezeichnung für (Humanistische) Gymnasien und Realgymnasien für Mädchen, „Lyzeum“ für die übrigen höheren Mädchenschulen, wobei diese besonders der Ausbildung in als typisch gedachten weiblichen Domänen wie Haus- und Handarbeit oder als Sprach- und Musiklehrerinnen dienen sollten. Siehe Helene Lange, Die preussische Mädchenschulreform, *Die Frau* 16,1, 1908, 1–19.

41 Vgl. auch die aus aktuellem Erleben stammenden Bemerkungen über die institutionellen Probleme in „Geschichte der Frauenkurse“ (Anm. 6), 74–75.

42 Geregelt wurde die praktische Ausbildung (dem heutigen Referendariat entsprechend) durch den Erlaß U II 607, Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen 50, 1908, 504–513.

die während dieser Ausbildungszeit nötigen Mittel aufbringen zu können – man musste sich also den Vorbereitungsdienst leisten können. Am Ende der Ausbildung wurde vom zuständigen Direktor die Anstellungsfähigkeit bescheinigt, eine eigene Prüfung gab es (bis 1918) nicht.

Parallel zur regulären Öffnung der Universitäten für das Studium von Frauen stellte die Preußische Mädchenschulreform 1908/09 auch das Schulwesen auf eine neue institutionelle Grundlage und schuf eine zu den Jungenschulen parallele Struktur.⁴³

Gisela Fridberg stellte am 3. April 1908 das Gesuch auf Zulassung zur praktischen Ausbildung, als die entsprechenden rechtlichen Regelungen noch nicht erlassen waren. Deshalb genehmigte das Preußische Kultusministerium „ausnahmsweise“ und nur „als Gast“ die Teilnahme am Seminar. Sie wurde für die Seminarabteilung dem Wilhelms-Gymnasium (BelleVuestraße, Tiergarten) zugewiesen, während die Unterrichtstätigkeit an der Ersten Städtischen Studienanstalt (Fürbringer Str. 33–34, Kreuzberg)⁴⁴ stattfinden sollte. Damit war ausdrücklich vermieden,

dass die Kandidatin es mit männlichen Schülern zu tun hatte. Das Prinzip der Geschlechtertrennung siegte also über die eigentlich vorgesehene Einheit von Ausbildung und praktischer Tätigkeit – bis zur Etablierung entsprechender Strukturen für weibliche Kandidatinnen war das ein unvermeidliches Dilemma.

Ab dem Herbst 1908 war Gisela Fridberg zusammen mit sechs männlichen Kollegen in dem so gestalten Seminarjahr tätig. Das Wilhelms-Gymnasium konnte ihr am Ende bescheinigen: „Sie hat sich mit Bescheidenheit, Aufmerksamkeit und ... Eifer an den Verhandlungen beteiligt. Immer mehr ging sie aus sich heraus und wurde in ihrem Urteile und Verständnis immer sicherer.“ Auch ihre Seminararbeit (dazu gleich mehr) wurde mit wenigen Einschränkungen für gut befunden. Und man erfährt nebenbei, dass sie wegen einer „Neigung zum Schreibkrampf“ die Erlaubnis erhalten hatte, die Seminararbeit mit der Schreibmaschine zu verfassen.

Gisela Fridberg hatte also nach der männlich dominierten Universität auch in der rein männlichen geprägten Welt des Wilhelms-Gymnasiums sich einen Platz und Reputation verschafft.

Aus dem parallelen Zeugnis der Ersten Städtischen Studienanstalt geht hervor, dass sie Religion in der Untertertia, Deutsch in der Obertertia, Geschichte in der Untertertia, Latein in der Obertertia und für die Sallustlektüre in der Untersekunda unterrichtete. In ihrem zweiten Halbjahr vertrat sie einen erkrankten Lehrer mit 22 Wochenstunden, „und ist während des Seminarjahres nicht durch Krankheit an der Er-

füllung ihrer Pflichten behindert gewesen“. Diese Angabe war sogar noch geschönt, denn die 22 Wochenstunden kamen zu ihrem regulären Einsatz noch hinzu, so dass sie insgesamt bis zu dreißig Stunden unterrichtete. Es fällt auf, dass sie nicht in Griechisch, dafür aber im nicht studierten Fach Deutsch eingesetzt wurde, vielleicht weil sie in der realgymnasialen Abteilung tätig war.

In den Akten über ihre Ausbildung haben sich Unterrichtsentwürfe enthalten: zur griechischen Geschichte, zum Alten Testament im Rahmen des Religionsunterrichts, zu Friedrich Schillers Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“ im Deutschunterricht. Für den Lateinunterricht legte sie für die Untertertia einen Stoffverteilungsplan vor (Basis war das dort verwendete „Lateinische Übungsbuch“ von Ostermann-Müller-Michaelis für Reformschulen⁴⁵). Alle diese Unterrichtsentwürfe sind hauptsächlich Ablaufschemata, lassen sich also mit heutigen Anforderungen kaum vergleichen.

Besonders interessant und aufschlussreich ist die 22-seitige Seminararbeit, die den Titel trägt: „Ueber die Auswahl und Behandlung der lateinischen Lektüre in Mädchengymnasien“, also ein durch die aktuellen Schulreformen brandaktuelles Thema behandelt (gemäß den damaligen Standards ohne Nachweise von Sekundärliteratur verfasst). Einleitend betont sie die Bedeutung des Lateinischen als Träger von Kultur und Bildung, woran auch die Frauen Anteil bekommen müssen. Die Aufgabe der Vermittlung liege bei den Studienanstalten, wie für die Jungen bei den Gymnasien, die deutlich höher anzusetzen seien als die Realgymnasien.

Sodann stellt sie die These auf:

„Dem Unterricht des Lateinischen in den Studienanstalten ist ein dreifacher Nutzen zuzuschreiben: einmal verschafft er den Schülerinnen einen lehr- und genussreichen Einblick in die Welt des Altertums, zweitens vermittelt er ihnen Kenntnis der ... auch heute noch so unentbehrlichen lateinischen Sprache, drittens – und dieser Vorzug besonders ist nicht zu unterschätzen – erzieht er sie zum logischen Denken, mehr noch, wie ich meine, als der Mathematikunterricht dies erreicht.“

Typisch für diese erste Generation von studierenden Frauen ist der Enthusiasmus, mit dem sie für ihre Sache eintreten – ein Enthusiasmus, der es ihnen ermöglicht hat, ihren Weg auch gegen die institutionellen und persönlichen Widerstände zu gehen. Bequemlichkeit oder Sicherheitsdenken waren für sie keine Kategorien.

Als Forderung für die lateinische Lektüre an Mädchengymnasien stellt Gisela Fridberg: „Mädchenanstalten ... müssen vielmehr einen eigenen Kanon lateinischer Schriftsteller haben und können ihn auch einführen, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, dass sie nun doch nicht dasselbe Ziel erreichen wie die Knabenanstalten. Hier heisst es: mehrere Wege führen nach Rom.“ Konkret fordert Fridberg für die Obertertia bei der Behandlung von Caesars

⁴³ Siehe im Einzelnen die höchst umfangreiche Dokumentation des Helene-Lange-Archivs im Berliner Landesarchiv „Die preußische Mädchenschulreform“, B Rep. 235-03 23 (digitalisiert: <https://www.metadata-katalog.eu/Record/BRep2350323DiepreussischeMdhchla>). – Die dort zusammengestellten Debatten etwa über die Frage, ob die Mädchenschulen von Frauen oder Männern geleitet werden sollten, seien ausdrücklich der Lektüre empfohlen, hier würden sie jeglichen Rahmen sprengen.

⁴⁴ Die Erste Städtische Studienanstalt hatte zu diesem Zeitpunkt nur männliche Lehrer, wie dem Kunze-Kalender zu entnehmen ist: Kalender für das höhere Schulwesen Preußens und einiger anderer deutscher Staaten. Schuljahr 1909, Breslau 1909, Teil III, 129–130.

⁴⁵ Die Ausgabe von 1907 ist online verfügbar unter <https://archive.org/details/christianosterm00michg-oog/page/n9/mode/2up> - 1910 erschien das Buch in von Rudolf Helm, dem Doktorvater Fridbergs, überarbeiteter Form.

Bellum Gallicum eine weitgehende Reduzierung des reinen Kriegsgeschehens (das entsprach sogar dem damals geltenden Lehrplan) und eine Konzentration auf die kulturgeschichtlich relevanten Teile wie den Germanenexkurs in Buch 6. Um die konkrete Auswahl zu erleichtern, schlägt sie die Einführung einer Chrestomatie vor, die die entsprechenden Passagen zusammenstellt. Und ganz offenkundig hat sie selbst schon ein solches „Mädchenlesebuch“ entworfen – ein weiteres Zeichen ihres hohen Engagements in dieser von vielfachen Verpflichtungen ausfüllten beruflichen Phase.

Weiter schlägt sie die Lektüre von Nepos und vor allem eine umfangreiche Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften vor – so umfangreich, dass der Korrektor am Rande die Frage stellt, ob das wirklich alles schon in dieser Klasse zu bewältigen sei.

In der Untersekunda soll statt Livius zunächst die erste Catilinarische Rede Ciceros gelesen werden, weil damit Ciceros politisches und moralisches Denken sichtbar werde. Darauf folgen die Metamorphosen – die Auswahl ist wenig überraschend: Pyramus und Thisbe, Philemon und Baucis, danach erst die Schöpfungsgeschichte. Aus der Obersekunda will Fridberg den Sallust ganz verbannen: „Der Inhalt von Sallusts Schriften ist für Mädchen nicht besonders interessant, ihre historische Glaubwürdigkeit sehr gering. Sein Stil ist originell und pikant, aber nicht hervorragend.“ Die aus klassizistischem Geist geborene Alternative ist wiederum Cicero. Sodann steht die *Aeneis* an: Neben den üblichen Büchern 1, 2 und 4 soll auch Buch

6 gelesen werden, am besten parallel zu *Odyssee* 11 im Griechischunterricht (also jeweils die Unterweltsgänge). Auf noch einmal Cicero (Verres IV) folgt Livius, am besten Buch 1.

In der Oberstufe sollen wieder Ciceros Philosophika gelesen werden, aber nicht die *Tusculanen*, „Ciceros seichteste, unwissenschaftlichste, unbedeutendste Schrift“, sondern etwa *De Finibus*. Am fesselndsten für junge Mädchen aber seien die persönlichen Einblicke in den Briefen: „Es müsste eben eine neue, speziell für den Gebrauch in Mädchengymnasien geeignete Ausgabe gemacht werden.“ Für Tacitus schlägt sie selbstverständlich die *Germania* und dann die Historien vor, für Seneca *De brevitate vitae*. Bei den Dichtern sind es Catull und die Elegiker sowie möglichst alle Horaz-Oden.

Vor jeder Lektüre soll zunächst eine biographische und historische Einleitung stehen. Beim Übersetzen zieht Gisela Fridberg prinzipiell das Extemporieren vor, erkennt aber an, dass die enorme Fülle der Lektüre die häusliche Vorbereitung unerlässlich macht. Auch hier gibt es wieder eine geschlechtsspezifische Anweisung: „Die Mädchen haben die Fähigkeit, ausserordentlich schnell den Sinn des Gelesenen zu erfassen; das verleitet sie aber zu einer flüchtigen, ungenauen Übersetzung. – ‚Nicht phantasieren, sondern konstruieren!‘ muss man ihnen beständig zurufen.“ Es folgen Anweisungen für das Lernen der Vokabeln und die Einführung in die Metrik, die Beiziehung gedruckter Übersetzungen (nur für die Horaz-Lektüre) und die Integration der Kunstgeschichte. Der Korrektor – der Direktor des Wilhelmsgymnasiums – merkt zunächst eine

Reihe von formalen, vor allem orthographischen Fehlern an, bevor er sich dem Inhalt zuwendet: Die Anforderungen gehen weit über das „erlaubte Maß“ hinaus. „Im übrigen verrät die meist klar verlaufende Erörterung lebhaftes Interesse für den Gegenstand.“

Diese Arbeit, die tief verborgen im Archiv ruht⁴⁶, wurde nicht nur um ihrer selbst willen hier ausführlicher vorgestellt. Vielmehr zeigt sie nicht nur das persönliche Engagement der Verfasserin, ja deren unbedingte Begeisterung für das Lateinische und vor allem das Ringen in der Zeit unmittelbar nach der Reform der Mädchenbildung und der Einführung des regulären Frauenstudiums in Preußen darum, wie eine einerseits geschlechtsspezifische, andererseits der männlichen Bildung völlig gleichwertige Form des Umgangs mit dem gymnasialen Stoff erzielt werden kann. Auch wenn die Inhalte der Arbeit eher methodischen Charakters sind, sind sie auf diese Weise doch ein Beitrag zu einer umfassenden Didaktik der Alten Sprachen.⁴⁷

Der Weg zur schulischen Anstellung

Die Begutachtung von Gisela Fridbergs Seminarausbildung fiel uneingeschränkt positiv aus. Das Probejahr absolvierte sie aufgrund der Zuweisung durch das Provinzialschulkollegium ab Herbst 1909 an den realgymnasialen Klassen der Ersten Städtischen Studienanstalt, wo sie schon den praktischen Teil des Seminarjahrs abgeleistet hatte. Sie unterrichtete von Untertertia bis Unterprima Latein, Geschichte und Religion, teilweise als Klas-

senleiterin (Inhaberin des „Ordinariats“). In ihrem Abschlussbericht bilanzierte sie ihre Unterrichtserfolge, aber auch die Defizite, wobei sich gegenüber dem Programm der Seminararbeit kaum substantielle Änderungen zeigten. Es wird aus diesem Bericht zugleich deutlich, dass sie ein sehr hohes Niveau anstrebte, etwa bei der *Aeneis*-Lektüre verglich sie die Erzählung mit der Laokoon-Gruppe und zog dazu ergänzend Lessings theoretische Überlegungen heran.

Die Stellungnahme ihrer Schule hob die Pflichterfüllung und genaue Vorbereitung jeder Unterrichtsstunde hervor, ebenso

46 Die Frage nach der spezifischen gymnasialen Mädchenbildung ist auch sonst in dieser Zeit ein Thema der Seminarbildung. Die Kandidatin Thekla Freytag (1877–1932; Mathematik; Personalakte im Brandenburgischen Landeshauptarchiv Rep. 34, Nr. 1085) schrieb 1904/05 ihre Arbeit über „Die beste Vorbereitung der Mädchen auf die Universität“. Sie unterrichtete selbst in den Gymnasialkursen von Helene Lage. – Thekla Freytag war 1905 die erste Frau, der die Erlaubnis zur Ablegung der Prüfung pro facultate docendi erteilt wurde. Ihr Selbstbewusstsein führte nach den Akten zum Konflikt mit ihrem Direktor, so dass sie den Schuldienst verlassen musste. 1910 heiratete sie Hermann Loeschke, den zweitältesten Sohn des Archäologen Georg Loeschke (<https://aktarcha.hypotheses.org/3422>), der uns im Beitrag über Charlotte Loeschke wieder begegnen wird. Mit der Ehe schied sie auch auf Dauer aus dem Schuldienst aus. Zu ihrem Leben siehe Renate Tobies, Thekla Freytag: „Die Mädchen werden beweisen, dass sie auch exakt und logisch denken können“, in: Gudrun Wolfschmidt (Hrsg.), Festschrift - Proceedings of the Christoph J. Scriba Memorial Meeting History of Mathematics, Hamburg 2017, 345–393.

47 Nur wenig dazu beispielsweise in der verdienstvollen Untersuchung von Anna Kranzendorf, Ausleseinstrument, Denkschulung und Muttersprache des Abendlandes. Debatten um den Lateinunterricht in Deutschland 1920–1980, Berlin / Boston 2018. Vgl. Stefan Kipf, Geschichte des Altsprachlichen Unterrichts, in: Stefan Kipf / Markus Schauer (Hrsg.), Fachlexikon zum Latein- und Griechischunterricht, Tübingen 2023, 276–283, hier 277: „Ein Desiderat bildet die Geschichte altsprachlicher Mädchen- und Frauenbildung ...“

die „aner kennenswerte Sorgfalt“ bei den Korrekturen. Mit diesem abschließenden Gutachten bescheinigte ihr die Schule die Anstellungsfähigkeit für die höheren Schulen in Berlin. Das Provinzialschulkollegium stimmte dem am 20. Oktober 1910 zu. Diese Anstellungsfähigkeit war auf die Ausbildung der „weiblichen Jugend“ beschränkt.

Ihre erste Stelle erhielt sie aber nicht im staatlichen Schuldienst, sondern ab dem Oktober 1910 in einem privaten Institut für gymnasiale Mädchenkurse, wo sie Evangelische Religion unterrichtete.

Im Oktober 1911 kam es schließlich zur dauerhaften Übernahme in den staatlichen Schuldienst. In Wilmersdorf, damals noch eine eigenständige Gemeinde, war 1905 die Cecilienschule⁴⁸ (Namenspatronin war Cecilie, die Ehefrau des letzten Preußischen Kronprinzen Wilhelm von Preußen) gegründet worden, zunächst als Lyzeum, sodann erweitert um eine Studienanstalt realgymnasialen Charakters. Die Schule lag ab 1909 (und liegt bis heute) am Nikolsburger Platz in Wilmersdorf, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie als Grundschule geführt.⁴⁹

Für den Ausbau der Studienanstalt brauchte es Lehrkräfte und so wurde Gise-

la Fridberg dort als Oberlehrerin (später: Studienrätin) für die Fächer Latein und Evangelische Religion eingestellt. Vor ihr waren in Preußen im Höheren Schuldienst nur siebzehn Frauen eingestellt worden, und nur zwei im späteren Groß-Berlin (wiederum eine davon, Elise Falck für Mathematik, Physik und Chemie, an der Cecilienschule). Wieder einmal war Gisela Fridberg also eine der ersten, in vielfacher Hinsicht musste sie den Weg, den sie ging, erst bereiten.

Die Berufungsurkunde enthielt die standardmäßigen, dennoch bemerkenswerten Formulierungen:

„Wir berufen hiermit die Oberlehrerin Gisela Friedberg ... in dem Vertrauen, dass sie der Ehrerbietung gegen Seine Majestät den Kaiser und König und das königliche Haus sowie des Gehorsams gegen ihre Vorgesetzten und vorgeordneten Behörden sich befleißigen, alle mit dem ihr zu übertragenden Amte verbundenen Pflichten pünktlich, treu und gewissenhaft erfüllen und sich in allen Beziehungen so verhalten wird, wie es einer Lehrerin und Erzieherin der Jugend geziemt.“

...
Die Verheiratung der Oberlehrerin Fridberg hat die sofortige Aufhebung dieser Berufung zur Folge.“

Mit dieser abschließenden Bestimmung kommt der sog. Lehrerinnenzölibat (bzw. „Beamtinnenzölibat“) ins Spiel. Seit dem späten 19. Jahrhundert, seitdem immer mehr Frauen in Beamtenstellen kamen, galt in Preußen wie überall in Deutschland die Bestimmung, dass Frauen nach

ihrer Verheiratung den Staatsdienst zu verlassen hatten. Diese Bestimmung wurde zwar durch die Weimarer Reichsverfassung 1919 aufgehoben, aber schon im Inflationsjahr 1923 aus arbeitsmarktpolitischen Gründen wieder eingeführt und durch die NS-Politik nach 1933 noch verstärkt. Letztlich sollte es in der Bundesrepublik bis 1956 dauern, bis alle derartigen Bestimmungen abgeschafft waren. Ehefrauen vor allem aus höheren Ständen waren nicht als regulär berufstätig vorgesehen, sie sollten sich ganz ihrer Familie widmen. Die Sicherung des Familieneinkommens war die Sache des Ehemanns, sofern die Dinge in Ordnung waren.

Eine Berliner Promotion in Rostock

Parallel zur Lehramtsausbildung schloss Gisela Fridberg 1911 in Rostock ihre Promotion ab. Dass deutsche Gymnasiallehrer Doktorarbeiten und weitere wissenschaftliche Schriften verfassten, war seit dem 19. Jahrhundert Tradition und gehörte gewissermaßen zur DNA eines deutschen Studienrats.⁵⁰ Die weiblichen Lehrkräfte folgten dieser Haltung sehr schnell. Von den 29 im Jahr 1911 in Preußen registrierten angestellten und anstellungsfähigen Lehrerinnen im höheren Schuldienst waren zu diesem Zeitpunkt dreizehn promoviert, davon fünf im Bereich der Klassischen Philologie, aber keine in Berlin. Schon am 18. Oktober 1906, in ihrem 8. Semester, hatte Gisela Fridberg in einem weiteren ausführlichen Brief an Wilamowitz ihren Plan vorgestellt, vor dem Lehramts- das Dokorexamen zu machen. Denn bei einer umgekehrten Reihenfol-

ge bestehe die Gefahr, dass die Promotion über die Anstellung (als Lehrerin) ins Hintertreffen geriete. Deshalb bat sie Wilamowitz um ein Thema für eine Doktorarbeit. Sie selbst schlug eine Arbeit zu Epiktet vor (mit dem sie sich schon in einer Seminararbeit auseinandergesetzt hatte, s.o.), da sie in der Edition von Karl Schenkl⁵¹ die Testimonien und Fragmente gelesen habe und sich mit „Begeisterung und einer innigen Freude“ in die Überlieferungsgeschichte eingearbeitet: „Ich glaube, ich habe in den letzten 6 Wochen mehr gelernt als in meiner bisherigen Studienzeit.“ Dafür hoffte sie auf die „gütige Unterstützung“. Doch Wilamowitz war offenbar nicht überzeugt.

Somit legte Gisela Fridberg zunächst das Lehramtsexamen ab und absolvierte den Vorbereitungsdienst. Im Herbst 1910 (das genaue Datum ist durch mechanische Beschädigung unleserlich, eventuell: 22.12.1910) schrieb sie erneut an Wilamowitz und rief ihm in Erinnerung, dass er ihr 1906 ein Doktorarbeitsthema abgeschlagen und ihr zum Staatsexamen geraten habe. Damals sei sie „todtraurig“ gewesen, habe aber die Richtigkeit eingesehen, „je weiter ich mit meiner Vorbereitung kam“. Ja Gisela Fridberg dankt ihrem Lehrer sogar, er sei durch seine Ablehnung „eigentlich an meinem Glück Schuld“ gewesen.

Offenbar arbeitete sie auch in der Zeit ihres Vorbereitungsdienstes an einer Dis-

48 https://www.cecilien-schule.de/conpresso4/_rubric/detail.php?rubric=Historie&nr=14

49 In Wilmersdorf gab es 1913 sechs höhere Knabenschulen (die Schreibweisen nach damaligem Brauch): Bismarck-Gymnasium, Fichtegymnasium, Joachim-Friedrich-Gymnasium, Goetheschule, Oberrealschule, Reformrealgymnasium) und fünf höhere Mädchenschulen (Victoria-Luise-Schule, Cecilienschule, Hohenzollernlyzeum, viertes und fünftes Lyzeum im Entstehen – nur die Cecilienschule besaß eine Studienanstalt und damit den Zugang zum Abitur): Jahresbericht der Cecilienschule für das Schuljahr 1913/14, 46–47 – https://scripta.bbf.dipf.de/viewer/image/1155966430_1914/43/

50 Vgl. die eindrucksvolle Zusammenstellung von Franz Kössler, Personenlexikon von Lehrern des 19. Jahrhunderts. Berufsbiographien aus Schul-Jahresberichten und Schulprogrammen 1825–1918 mit Veröffentlichungsverzeichnissen, Gießen 2008.

51 Gemeint ist wohl: Epicteti Dissertationes ab Arriano digestae, ed. Karl Schenkl, Leipzig 1898.

sertation, für die nunmehr Eduard Norden Gutachter sein sollte. Denn in diesem Brief stellte sie bestürzt fest, dass Norden den Entwurf Wilamowitz zur Lektüre „und Censur“ gegeben hatte, auch wenn sie selbst mit dem „elenden Scriptum“ noch gar nicht zufrieden war. Sie bittet dafür um Entschuldigung und führt an, dass sie im Probejahr 30 Wochenstunden unterrichten musste. Die Überlieferung ist ab hier lückenhaft. Da Wilamowitz das Manuskript ja kennt, muss sie nicht besonders explizit werden. Deutlich wird aber, dass sie das Material für eine begriffsgeschichtliche Studie (wohl mehr oder minder identisch mit der späteren Dissertation) gesammelt hat, aber sie erkennt, dass sie „kein philologischer Kopf“ sei und deshalb mit der Ausarbeitung neben der schulischen Belastung große Probleme habe. Norden habe die Arbeit genau gelesen (und sein Urteil könne sie „Wort für Wort“ anerkennen) und sie sei glücklich, dass er das Manuskript an Wilamowitz weitergereicht habe. Norden war ganz offenkundig trotzdem nicht wirklich von der Promotionswürdigkeit überzeugt, schrieb aber an Rudolf Helm, dieser möge die Arbeit übernehmen. So hofft Gisela Fridberg inständig, „daß dieses Mal etwas daraus wird“. Dann fügt sie eine Bemerkung an, die in einem späteren Beitrag noch bedeutsam werden wird, „mit galgenhumoristischer Betrachtung“:

„Ja, so hat jeder seinen Kummer! Fr! Sachs kann den Dr. [Doktor] nicht machen, weil sie klug ist, und ich, weil ich zu dumm bin.“

Über die wohl genialste Schülerin von Wilamowitz, Eva Sachs, wird noch viel zu sagen sein. Hier ist wichtig einerseits die selbstquälerische Bescheidenheit von Gisela Fridberg (die auch an anderen Briefstellen hervortritt), andererseits die Tatsache, dass sie sich nicht generell mit ihren Kommilitonen vergleicht, sondern mit einer Frau. Auch wenn es kein Wettbewerb war, so war doch die Frage, welche Frau als erste in Klassischer Philologie promoviert werden sollte. Da es nicht Gisela Fridberg war, sollte es bis 1914 dauern, bis Eva Sachs und Ida Kapp bei Wilamowitz promoviert wurden.⁵² Eduard Norden für die Latinistik war sogar erst 1923 so weit.

Aus den Briefen lässt sich ein kostbarer Einblick in das Verhältnis von Professoren und Studierenden am Institut für Altertumskunde gewinnen. Obwohl sich die Professoren auf dem höchsten wissenschaftlichen Niveau bewegten und in nationalem wie internationalem Austausch standen, kümmerten sie sich – je nach Temperament (Norden zurückhaltender, Wilamowitz wohl nachdrücklicher) – doch individuell um Studierende und ihre Zukunft. Ob Gisela Fridberg, die einen steinigen Weg zurückgelegt hatte, dabei besonders die Fürsorge weckte, lässt sich mangels Vergleichsmaterial nicht sicher beurteilen, aber es scheint eher eine generelle Haltung der Lehrenden gewesen zu sein.

52 Siehe meinen in Anm. 1 genannten Beitrag zu Frauen in der Berliner Klassischen Philologie.

Rudolf Helm, der 1909 aus Berlin, wo er zunächst Assistent, dann Extraordinarius gewesen war, nach Rostock berufen wurde⁵³, unterstützte tatsächlich Gisela Fridberg bei ihrem Bemühen, diesen Ritterschlag in der Karriere eines Studienrats anzustreben. Wie aus ihren Briefen hervorgeht, haben sowohl Wilamowitz als auch Norden ihr selbst nach dem Scheitern des Berliner Projekts weiter mit Rat und wohl auch Empfehlungen beigestanden.

Im Frühjahr 1911, während sie an zwei Berliner privaten Lehrinstituten für Frauen unterrichtete, reichte sie ihre Dissertationsschrift über „Schmeichelworte der antiken Literatur“ bei der Philosophischen Fakultät in Rostock ein, zusammen mit den übrigen geforderten Unterlagen. Sie hatte bereits die Aussicht, im Herbst des Jahres eine feste Anstellung zu erhalten, und wollte das Verfahren unbedingt vorher abschließen, mochte Helm ihr im Interesse der Dissertationsschrift auch dazu raten, sich mehr Zeit zu lassen. Prinzipiell akzeptierte er die Berliner Vorarbeiten, forderte aber, die Arbeit müsse eine andere Struktur erhalten, was Gisela Fridberg nach Kräften tat, auch wenn sie unter den Auflagen schwer litt und die Arbeit „nur mit zusammengebeissenen Zähnen“ bewältigte. Dabei ging sie bis an den Rand ihrer Kräfte. Rückblickend berichtet sie all das Wilamowitz, und auch noch in diesem Brief wird die zeitweise Verzweiflung deutlich.

Offenbar ließ sich Helm aber generell vom Zeitplan überzeugen. Nur das polizeiliche Führungszeugnis verursachte Schwierigkeiten, da sie wegen ihres ungarischen Vaters als „Reichsausländerin“ galt, weshalb

ihr die Preußische Polizei nur ersatzweise attestieren konnte, für die Zeit, in der sie in Berlin gemeldet war (in den Jahren 1883 bis 1887 und wieder ab 1891 – über die Zwischenzeit gibt es keine Information) sei über ihr sittliches Verhalten nichts Nachteiliges bekannt. Gisela Fridberg entschuldigte sich brieflich bei Helm für die Verzögerung, da ihr nicht bewusst gewesen sei, dass die ungarische Herkunft ihres Vaters ein Problem darstellen würde, doch leitete sich die Staatsangehörigkeit der Kinder vom Vater ab. Obwohl in den Akten kein Eintrag erhalten ist, so kann man davon ausgehen, dass sie durch die Übernahme in den Schuldienst und die damit einhergehende Verbeamtung die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt.⁵⁴ Gisela Fridberg beglich die Promotionsgebühren in Höhe von 350 Reichsmark (davon erhielt z.B. der Gutachter Helm 50 Mark), somit stand dem weiteren Gang der Dinge nichts mehr im Wege. Rudolf Helm schrieb das Gutachten (ca. eine halbe handschriftliche Seite genügte damals vollkommen), einen Zweigutachter gab es nicht. Das Gutachten aber ist mehr als nur bemerkenswert:

53 Siehe den Eintrag im Catalogus Professorum Rostochiensium https://cpr.uni-rostock.de/resolve/id/cpr_person_00001140

54 Siehe das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913, § 14: „Die von der Regierung oder der Zentral- oder höheren Verwaltungsbehörde eines Bundesstaates vollzogene oder bestätigte Anstellung ... im öffentlichen Schuldienst ... gilt ... für einen Ausländer als Einbürgerung ...“ (<http://www.documentarchiv.de/ksr/1913/reichs-staatsangehoerigkeitsgesetz.html>).

„Die Anlage der Arbeit, in der sie meinem Rat gefolgt ist, ist tadellos. Im einzelnen allerdings finden sich Versehen, hier u. da falsche Beurteilungen, die Zitate sind nicht einwandfrei u. dgl. ... Ich würde deshalb unter anderen Umständen beantragen, der Verf. die Arbeit zur Verbesserung zurückzugeben. In diesem speziellen Falle aber möchte ich davon Abstand nehmen. Die Vf. hat unter großen Mühen u. schwierigen häuslichen Verhältnissen ihr Studium durchgesetzt - ihr Vater, früher Kapellmeister, ist seit Jahren zuckerkrank u. erwerbsunfähig, die Mutter hat durch Musikstunden den Lebensunterhalt beschafft, sie selbst hat Stunden gegeben, sie hat ihr Oberlehrerexamen in Berlin bestanden u. setzt ihre Hoffnung auf das Doktorexamen, da sie nur unter dieser Bedingung eine Anstellung zu Oktober erwartet. Wollte man ihr jetzt die Arbeit zurückgeben zur Umarbeitung, so würde die Möglichkeit einer Prüfung für sie in diesem Semester eventuell verstreichen u. ihr den Lohn für ihren Fleiß vielleicht genommen werden ... Ich bitte deshalb die Fakultät, die Arbeit in diesem Zustand anzunehmen u. der Verf. nach dem Examen die Verpflichtung aufzulegen, daß sie vor dem Druck von mir das Imprimatur einzuholen hat. Ich übernehme dann der Fakultät gegenüber die Verantwortung, daß die von mir jetzt gerügten Mängel verbessert werden.“

Während heutige Dissertationsgutachten seitenlang die eingereichte Arbeit paraphrasieren, ist bei Helm die inhaltliche

Würdigung in zwei Sätzen erledigt (die Anmerkungen im Manuskript, die ebenfalls Teil der Promotionsakte sind, zeigen die Monita im Detail). Der Hauptteil ist den Lebensumständen der Kandidatin gewidmet. Wenn etwa „durchgesetzt“ nicht als Synonym zu „durchgeführt“ gemeint ist, dann spricht daraus die Mühe und der Kampf, den der Beginn und die Vollendung eines Studiums für eine Frau in dieser frühen Phase bedeutete. Hinzu kommen die prekären Vermögensverhältnisse durch die Krankheit des als Freiberufler nicht weiter abgesicherten Vaters. Ein Universitätsstudium kostete nicht wenig Geld, wofür nun die beiden Frauen im Haushalt sorgen mussten. Darüber hinaus fällt ein Schlaglicht auf die Einstellungspolitik der Berliner Schulbehörden, vor allem des Provinzialschulkollegiums, die in den offiziellen Akten nicht auftaucht: Wenn Helm recht hat, forderte man zumindest in diesem Fall zusätzlich zum „Oberlehrerexamen“ noch eine weitere Qualifikation, die Doktorprüfung (dafür gibt es aber keinen weiteren Beleg). Eventuell war man aufgrund der Gutachten aus der Kandidatenzeit noch nicht restlos von ihrer Kompetenz überzeugt.

Rudolf Helm jedenfalls zeigte ein damals wie heute ungewöhnliches persönliches Engagement und ging auch durch die Übernahme der Verantwortung für die Publikation ein gewisses Risiko zumindest für seine Reputation ein. Doch ohne diesen Einsatz wäre gewiss weder die Promotion zustande gekommen und die dauerhafte Einstellung in den Schuldienst wäre zumindest gefährdet gewesen. Die Fakultät billigte dieses Verfahren einstimmig. So konnte die mündliche

Doktorprüfung am 4. Juli 1911 stattfinden. Prüfungsgegenstände waren im Lateinischen Leben und Werk des Tacitus, im Griechischen Demosthenes, in Philosophie über den Begriff „der Philosophie und Physik bis auf Plato“. Auch diesen Teil bestand Gisela Fridberg, das Gesamtprädikat der Promotion lautete *cum laude*. Mit Datum vom 8. Juli 1911 erhielt sie die Doktorurkunde auf „besonderen Befehl seiner königlichen Hoheit des Großherzogs“ Friedrich Franz von Mecklenburg. Für die Drucklegung der Dissertationschrift beantragte sie eine Verlängerung der Frist mit der Begründung, sie habe nach der mündlichen Prüfung erst einen Erholungsurlaub gebraucht und sich dann auf den Antritt der neuen Stelle an der Cecilien-schule vorbereiten müssen. Es war eben alles auf Kante genäht.

Vergleicht man das Abgabeexemplar mit der Druckfassung so stellt man fest, dass Fridberg die Anmerkungen Helms unverändert übernommen hat. Es musste schnell gehen und Rudolf Helm war es offenbar zufrieden wohlwissend, dass eine weitergehende Überarbeitung nicht realistisch war.

Nachdem die Prüfungen geschafft waren, schrieb sie noch einmal einen Brief an Wilamowitz und bedankt sich überschwänglich dafür, dass er ihr den rechten Weg gewiesen habe. Die Ablehnung der grundständigen Promotion durch ihn und auch Norden habe sich als Glücksfall erwiesen, da sie durch den Weg in die Schule nun eine feste Anstellung gewonnen habe. Und sie wisse nicht, wie sie Wilamowitz, Norden und Helm genug danken könne. Die Arbeit selbst wurde in späterer Zeit einige Male vor allem in begriffsgeschicht-

lichen Studien zitiert, Gisela Fridberg hat den wissenschaftlichen Weg nicht mehr weiterverfolgt. Sie hatte anderes zu tun.

Im Philologischen Verein⁵⁵

Der Philologische Verein war 1869 als Arbeitsgemeinschaft von zunächst zwölf Berliner Altphilologen gegründet worden. Die Zahl der Mitglieder wuchs rasch an, es wurde ein richtiger Verein mit Satzung, Vorstand und Zeitschrift (dem „Sokrates“) daraus, wie es den Gewohnheiten des 19. und auch noch 20. Jahrhunderts entsprach. Zu den Gymnasiallehrern traten auch Universitätsprofessoren, wie Wilamowitz schon in seiner Greifswalder Zeit oder später Eduard Norden. Man traf sich elf Mal im Jahr (also jeden Monat mit Ausnahme der Sommerferien), manchmal gab es auch mehrere Vorträge an einem Abend. Ebenso wichtig wie die eigentlichen Sitzungen waren die Nachsitzungen, von denen Otto Morgenstern⁵⁶ in der Festschrift berichtet:

„Von Trarbachs Weinstuben (Markgrafenstraße 48), wo die Sitzungen seit Ende 1883 regelmäßig stattfanden, begab man sich nämlich in das gegenüberliegende Löwenbräu in der Charlottenstraße und blieb noch lange in angeregter Unterhaltung

⁵⁵ Das Folgende nach der von Otto Morgenstern verantworteten Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Philologischen Vereins zu Berlin, Berlin 1919 (= Sokrates. Zeitschrift für das Gymnasialwesen NF 7, 1919, Anhang.

⁵⁶ Ulrich Schmitzer, Horaz und der Nationalsozialismus. Eine bizarre Unterrichtsstunde im Jahr 1935 und die Frage danach, ob Latein und Griechisch zu Resilienz führen, *Gymnasium* 131 (2025) 1-37, bes. 5-7.

beisammen. Müllers [scil. der Vorsitzende] kernige Natur erlaubte ihm, solange noch einer standhielt, mitzuhalten und stets als der letzte das Feld zu räumen.“

Man feierte Jubiläen, Geburtstage und andere Gelegenheit gerne mit auf die Gelehrten geschriebenen lateinischen oder griechischen Gedichten und gewiss dem einen oder anderen Trinkspruch. Ob bei diesen Gelegenheit Schul- und Personalpolitik betrieben wurde, ist nicht überliefert, aber angesichts des Teilnehmerkreises doch eher wahrscheinlich. Vor allem kannte man sich untereinander, was auch außerhalb des Vereins von Bedeutung sein konnte. Es ist aber nicht zu unterschätzen, wie die Einblicke in die aktuellen Forschungstätigkeiten der Mitglieder die Zuhörer in engem Kontakt mit der Wissenschaft hielten. So bot etwa Hugo Magnus Vorarbeiten zu seiner *editio magna* von Ovids Metamorphosen, Eduard Norden äußerte sich mehrfach über den „Germanennamen“, was auf seine späteren Publikationen voraus verwies, Walther Kranz sprach über Homer, die griechische Tragödie und Platon, um nur einige Beispiele zu geben. Es waren also Fortbildungen für Fortgeschrittene.

Insgesamt gehörten dem Philologischen Verein in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens 178 Mitglieder an.⁵⁷ Sechs davon waren Frauen. Als erste trat Ruth

Fraenkel am 15.02.1915 bei, zusammen mit ihrem Ehemann Eduard Fraenkel, der am 18.12.1915 folgte. Eva Sachs, damals noch an der Berliner Universität als Lehrbeauftragte, wurde am 17.1.1916 Mitglied (sie war die einzige Frau, die dort Vorträge hielt), kurz darauf Gisela Fridberg am 28.8.1916, die damit die erste im Schuldienst tätige Frau in diesem Kreis war. Charlotte Loeschke war seit dem 19.03.1917 Mitglied, nachdem sie als Witwe wieder im Schuldienst tätig war. Luise Reinhard war ebenfalls bereits im Schuldienst tätig, als sie am 11.01.1918 Mitglied wurde, genauso wie Luise Weltzien (11.02.1918).

Gisela Fridberg hatte sich also sehr schnell in die altphilologische Berliner Landschaft integriert. Das entsprach ihrem tiefen Interesse an den Gegenständen des Faches, eventuell schloss sie zu diesem Zeitpunkt frisch Promovierte nicht aus, selbst einmal dort als Vortragende aufzutreten. Wie oft sie an den Treffen und vor allem Nachtreffen teilgenommen hat, ist nicht überliefert. Von ihrer Wilmersdorfer Wohnung aus konnte sie die Vereinslokale über den Bahnhof Friedrichstraße jedenfalls recht bequem erreichen.

Die Katastrophe

Über die nächsten Jahre von Gisela Fridberg als Lehrerin ist wenig bekannt. Im Brief an Wilamowitz hatte sie es als das größte Glück, das ihr beschieden war, bezeichnet, dass sie die Anstellung als Studienrätin an der Cecilienschule erhalten hatte. In der Tat war es zu Beginn ihres Studiums überhaupt nicht absehbar gewesen, welches berufliche Ziel sie erreichen

⁵⁷ Siehe dazu genauer (auch zu den weiblichen Mitgliedern) meinen in Anm. 1 genannten Beitrag über Frauen in der Klassischen Philologie. Im Lauf der hier begonnen thematischen Reihe werde ich darauf noch öfter zu sprechen kommen.

konnte. Das Studium war also aus ihrem tiefen inneren Bedürfnis heraus gewählt worden, nicht als „Brotstudium“. Umso mehr freute sie sich, dass sich die Dinge so gut entwickelt hatten.

Die im Seminarjahr erstellte Chrestomathie für die lateinische Lektüre in Mädchenschulen scheint sie aber nicht weiter ausgearbeitet (oder wenigstens: nicht publiziert) zu haben. Die Herausforderungen in der Zeit des Ersten Weltkriegs, der Nachkriegszeit, der Inflations- und Weltwirtschaftskrisenjahre haben sich in den Akten nicht niedergeschlagen, auch nicht, dass am 15. Januar 1919 nach dem gescheiterten Spartakusaufstand Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in der Cecilienschule festgesetzt wurden, bevor sie am Neuen See im Tiergarten bzw. am Landwehrkanal erschossen wurden.

Gisela Fridberg hatte ursprünglich mit ihren Eltern im Norden Schönebergs (An der Apostelkirche 3) gewohnt.⁵⁸ Als sie die Stelle an der Cecilienschule angetreten hatte, zog die Familie in die Holsteinische Straße 58 in Wilmersdorf, 800 Meter von der Schule entfernt.⁵⁹ Der schwer kranke Vater brauchte Betreuung auch seitens der Tochter, was bei einem verkürzten Arbeitsweg leichter zu bewerkstelligen war. Die Belastung für die Mutter und Tochter war enorm: „Mit meinem armen Vater machen wir Furchtbares durch“, schrieb sie an Wilamowitz. Das Glück der Festanstellung war unmittelbar durch die privaten Belastungen getrübt: „Gott sei Dank habe ich die feste Stellung in Wilmersdorf, so daß ich sein Leid lindern kann.“

Der Vater starb schnell: 1913 im Alter von nur 62 Jahren, 1931 dann die Mutter. In der Folge ist Gisela Fridberg ab dem Berliner

Adressbuch von 1933 in der Pariser Straße 17a gemeldet, einen Kilometer entfernt von ihrem Arbeitsplatz. Wahrscheinlich war die Wohnung zu groß geworden, vor allem unter den Gehaltseinbußen für Beamte durch die Notverordnungen in der Weltwirtschaftskrise. Gisela Fridberg war ihr Leben lang unverheiratet, sie lebte stattdessen in enger Symbiose mit ihrer Familie. Es scheint, dass sie seit Schule und Studium die ganze Zeit über am Rande der Erschöpfung gearbeitet hat, nicht zuletzt auch wegen ihrer häuslichen Situation und dem Einsatz für ihr Pflegekind (siehe unten). Zeit für weitere Aktivitäten und Interessen ist offenkundig nicht geblieben.

Abgesehen davon, dass sie 1924 in eine höhere Besoldungsgruppe eingestuft wurde – ein indirektes Zeichen dafür, dass sie sich bewährt hatte –, setzen die Aufzeichnungen in den Akten erst 1933 wieder ein. Im April 1933 musste sie im Zuge des verarmend genannten „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ den Fragebogen ausfüllen, in dem sie ihre „nicht-arische“ Herkunft (von väterlicher Seite) anzugeben hatte. Eigentlich wäre sie vor der unmittelbaren Beurlaubung und Entlassung noch geschützt gewesen, da sie vor 1914 verbeamtet worden war, doch der Schulrat wollte sie offenkundig unbedingt loswerden und nützte die sich

⁵⁸ Das Haus hat den Zweiten Weltkrieg überstanden: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Berlin_Schoeneberg_An_der_Apostelkirche_3_Gemeindehaus_Zwölf-Apostel-Kirche.jpg (die anderen beiden Wohnadressen sind nicht mehr im damaligen Zustand).

⁵⁹ Im Berliner Adressbuch von 1913 ist der Vater als Hauptmieter eingetragen, nach dessen Tod am 26.7.1913 ab 1914 Gisela Fridberg.

bietende Gelegenheit, die Rassekarte auf indirektem Weg auszuspielen. Theoretisch könnte der Schulleiter Triebel die treibende Kraft gewesen sein, doch war er seit ihrer Einstellung ihr Vorgesetzter gewesen und hätte auch von einer Versetzung der Lehrerin in den Ruhestand nicht profitiert, da die Stelle eingezogen wurde. In den Jahren zuvor war sie offenbar wegen rheumatischer Beschwerden mehrfach erkrankt gewesen⁶⁰ und wog schließlich nur noch 42 Kilogramm. Eine Überweisung an die Erste Städtische Studienanstalt konnte sie durch ein ärztliches Attest abwenden, wonach sie aus gesundheitlichen Gründen eine Stelle in der Nähe ihrer Wohnung benötigte. Darüber hinaus – das war das zweite Argument – durfte sie als „Nicht-Arierin“ keinen evangelischen Religionsunterricht mehr erteilen, konnte als nur noch im Fach Latein eingesetzt werden. Der Oberbürgermeister von Berlin stimmte der Entlassung zu, somit wurde Gisela Fridberg zum 1. März 1934 in den Ruhestand versetzt.

Gisela Fridberg reagierte völlig verzweifelt. Schon unmittelbar auf die erste Nachricht

60 Der Jahresbericht 1925/26 nennt eine längere Erkrankung, vertreten wurde sie von Eva Sachs, die an der Cecilienschule soeben das Referendariat abgeschlossen hatte, vgl. einstweilen meinen in Anm. 1 genannten Beitrag. Weitere Erkrankungen sind für den Beginn des Schuljahres 1930/31 sowie im August und Oktober 1931 (Jahresbericht 1931/32) angeführt.

61 Ella Barowsky ist im Jahresbericht 1930/31 als Abiturientin aufgeführt, als Studienziel wird dort noch „Philologie“ genannt.

62 Gedenkbuch der Städtältesten von Berlin II, 1966–1983, Nr. 173 – <http://www.landesarchiv-berlin-viewer.de/gedenkbuch-stadtaelteste-von-berlin-2/index.html>

63 Dagmar Giesecke, Ella Barowsky, Berliner Geschichtswerkstatt – Rundbrief 2023/1, 25–27.

betonte sie, sie habe schon immer „die Sache des Nationalsozialismus energisch vertreten“. Das aber scheint ein *ad hoc* eingeführtes Argument zu sein, auch wenn eine nationalkonservative, republikskeptische Einstellung gerade unter Akademikern in der Weimarer Republik weit verbreitet war. Im Fragebogen vom April 1933 gab sie an, sie sei 1918 bis 1919 Mitglied der Deutschen Volkspartei gewesen. Ein wichtiges Indiz ist die Tatsache, dass sie ein Pflegekind hatte, Ella Barowsky, ehemalige Schülerin der Cecilienschule, für deren Unterhalt sie bis zum Ende des Studiums aufkam.⁶¹ Ella Barowsky war später eine der Mitbegründerinnen der Berliner FDP, erste Bezirksbürgermeisterin von Schöneberg und Städtälteste.⁶² Sie stammte aus einer „fortschrittlich-freiheitlich eingestellten Schuhmacherfamilie“ und gab später an, auch der Besuch der Cecilienschule habe ihre liberal-demokratische Grundeinstellung geprägt.⁶³ Es ist kaum vorstellbar, dass die ihre Eltern sie einer überzeugten Nationalsozialistin anvertraut hätten oder – wenn doch – dass sie das nicht rückblickend irgendwie thematisiert hätte.

Die Eingabe blieb erfolglos, genauso wie eine zweite Eingabe, mit der sie erreichen wollte, dass ihr Ruhestand erst mit dem Schuljahresende 1934 datieren sollte, so dass sie noch weitere drei Monate das reguläre Gehalt bekommen hätte: „Ich spreche diesen Wunsch aus in Hinblick auf meine völlig mittellose (rein arische) Pflgetochter, deren Versorgung ich der Wohlfahrt seit Jahren abgenommen habe und die Ende Mai ihre Staatsprüfung [in Nationalökonomie] ablegen wird; ich hoffe stark, bis zum 30. Juni für sie einen kleinen Broterwerb zu finden.“

Aber auch hierauf war die Antwort eindeutig: „Ihren Antrag kann nicht entsprochen werden, da nach den Ausführungsbestimmungen ... die Umsetzung in den Ruhestand mit dem Ablauf des Vierteljahres eintritt, das auf den Monat folgt, in dem dem Beamten seine Versetzung in den Ruhestand bekannt geworden ist.“

Der Jahresbericht der Cecilienschule 1933/34 vermeldet in der Schuljahresschronik: „Die Studienrätin Frl. Dr. Fridberg wurde beurlaubt und mußte das Sommerhalbjahr hindurch durch das Kollegium vertreten werden ... Frl. Dr. Fridberg trat wieder ein, erkrankte aber 30. Oktober und mußte bis zu den Weihnachtsferien von neuem fehlen.“ Am Schluss des Schuljahres, am 28. März 1934, dankte der Direktor „der in den Ruhestand tretenden Studienrätin Dr. Fridberg ...“ Sie war zu diesem Zeitpunkt 51 Jahre alt und seit 26 Jahren und 319 Tagen im Schuldienst. Ihr Ruhegehalt betrug 66% der aktiven Bezüge, also 5662,01 Reichsmark im Jahr. Damit enden die Akten über Gisela Fridberg.⁶⁴ Über ihr weiteres Schicksal hat im Abstand von vielen Jahrzehnten (und erstaunlich distanziert) ihre einstiges Pflegekind Ella Barowsky 1992 berichtet:

„Es war eine eher konservative Schule, aber ich habe doch viel Liberalismus mitbekommen. Wir hatten vorzügliche Lehrer. Darunter meine Geschichtslehrerin, die uns historische Fakten und soziale Zusammenhänge vermittelte. Sie könnte Sozialdemokratin gewesen sein. Unser Physiklehrer, Herr Meyer, war mit Sicherheit ein überzeugter Demokrat ... Eine Lehrerin jüdischer Herkunft

war Fräulein Gisela Fridberg (Pariser Strasse 17 oder 18). Sie unterrichtete Latein und gab evangelischen Religionsunterricht. Sie verlor aufgrund der nazistischen Säuberungen der Schulen ihre Stelle in Wilmersdorf und wurde – auch nur für kurze Zeit – nach Prenzlauer Berg versetzt. Durch diesen radikalen beruflichen und persönlichen Einschnitt konnte sie einen weiteren privaten Schicksalsschlag nicht mehr verkraften und nahm sich am 4. Juli 1935⁶⁵ das Leben. (Damals war es dann aber immerhin noch möglich, sie in ihrer Familiengrabstelle auf dem Wilmersdorfer Friedhof beisetzen zu lassen und die Grabpflege bis 1939 im voraus zu bezahlen). Der Direktor der Cecilienschule, Herr Triebel, versuchte, seine jüdischen Schülerinnen noch so lange an der Lehranstalt zu halten, wie es ihm möglich war. Er war ein konservativer Mann – aber eben kein Reaktionär.“

Was bleibt?

Hat es sich gelohnt, den Lebensweg der Gisela Fridberg nachzuzeichnen, soweit die Quellen das erlaubten? Ich meine: ja. Denn über das individuelle Schicksal hinaus wird deutlich, welch große Kraft für eine Frau nötig war, um den Weg in eine damals noch selbstverständlich männliche Welt an der Universität und im Be-

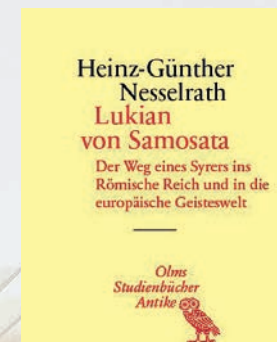
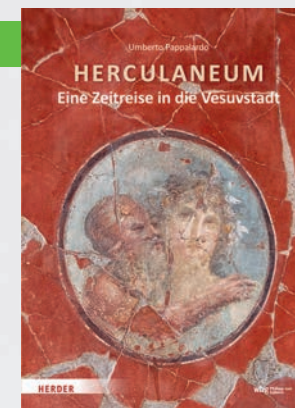
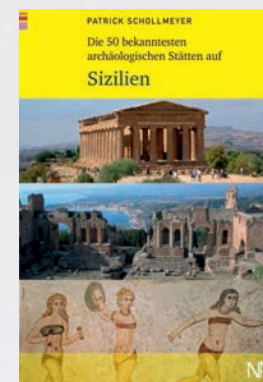
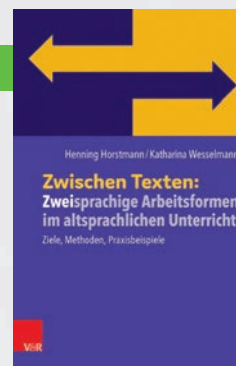
64 Auch nichts in der Personalkartei https://archivdatenbank.bbf.dipf.de/actaproweb/document/Vz_16C6D38D-FD8D-4490-9AAC-CD344FEFCA45

65 Verzeichnet im Sterberegister des Standesamtes Wilmersdorf für das Jahr 1935, Landesarchiv Berlin, P Rep. 570, 2125, Nr. 894.

ruf zu gehen – erfolgreich zu gehen, zumindest was das Resultat anbelangt. Sie musste noch für so gut wie jeden Schritt eine besondere Genehmigung einholen, war also jeweils darauf angewiesen, dass die Behörden ihr keine Steine in den Weg legten. Der Preis, den sie dafür zahlte, war hoch: Spätestens mit Beginn des Studiums lebte sie stets am Rand der Selbstüberforderung, der Körper war dieser Dauerbelastung irgendwann nicht mehr gewachsen. Gisela Fridbergs Leben fällt in die Zeit, in der weibliche akademische Berufstätigkeit möglich wurde – die Stationen lassen sich mit ihrer Biographie verknüpfen –, aber auch wieder zurückgedrängt wurde durch Wirtschaftskrisen und den Nationalsozialismus. Und wer von den neuen Machthabern als „nicht-arisch“ definiert wurde, zahlte einen doppelten Preis.

Frauen wie Gisela Fridberg gehören essentiell zur Disziplingeschichte der Alten Sprachen. An sie zu erinnern, bedeutet zugleich, sich über die eigene Herkunft und den eigenen Standort in der Kontinuität der Alten Sprachen in Schule und Wissenschaft zu vergewissern und Zeitgeschichte als Vorgeschichte der eigenen Gegenwart zu verstehen. Die abstrakten Vorgänge erhalten damit individuelle Züge.

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Ulrich Schmitzer,
Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Klassische Philologie,
Unter den Linden 6, D-10099 Berlin
ulrich.schmitzer@hu-berlin.de



Schöne
Bücher
für den
Sommer



Henning Horstmann, Katharina Wesselmann, Zwischen Texten: Zweisprachige Arbeitsformen im altsprachlichen Unterricht. Ziele, Methoden, Praxisbeispiele.

Mit einem Vorwort von Peter Kuhlmann, Göttingen 2026, 165 Seiten, mit 28 farb. Abb., Paperback, ISBN: 978-3-525-71167-5, 28,00 €

Josef Rabl

Der Einstieg in die in diesem Buch ausführlich vorgestellten Methoden ist eigentlich ganz einfach: Bei der Rückgabe und Besprechung z.B. einer Klassenarbeit notieren Sie zwei oder drei kurze Passagen von Schülerübersetzungen mit dem lateinischen Text und lassen diese vergleichen und beurteilen – die volle Aufmerksamkeit der Klasse ist Ihnen sicher. Gleiches gilt natürlich auch für den Vergleich von professionellen Übersetzungen, etwa einer Fabel-Passage oder zweidrei Versen aus den Metamorphosen oder einige Zeilen aus einem Martialtext – die Reihe Tusculum, der Verlag Reclam, die Titel des ehem. Artemis-Verlags u.a. bieten mehr als genug an geeigneten Texten. Berühmt sind die vielen Übersetzungen von Catulls Lesbia-Gedicht 85 „odi et amo“. Einige solcher Übersetzungen mit der ebenso verzweifelten wie naiven Bitte eines Schülers bei „gutefrage“ verknüpft „Hat jemand die Übersetzung dazu, die zu 1000% richtig ist? Nach den Pfingstferien soll ich ein Referat ...“ dürften ein Selbstläufer etwa in einer Vertretungsstunde oder in einer Unterrichtsreihe zu Catulls Gedichten werden.



Die Autoren dieses Buches über zweisprachige Arbeitsformen erinnern daran, dass diese Arbeitsform bei der Lösung von Abituraufgaben und entsprechend auch von Prüfungsaufgaben in den Semestern im Vorfeld des Abiturs mittlerweile eine entscheidende Rolle spielen. In seinem Vorwort merkt Peter Kuhlmann an, „dass bereits Comenius und andere frühneuzeitliche Didaktiker den Wert von Übersetzungen und zweisprachigen Textpräsentationen als methodisches Instrumentarium für einen effizienten und lernfreundlichen Lateinunterricht“ (Vorwort, 8) schätzten. Zu meiner Referendarszeit wurde vieles davon unter dem Stichwort „Vergleich“ abgehandelt (vgl. dazu S. 24,

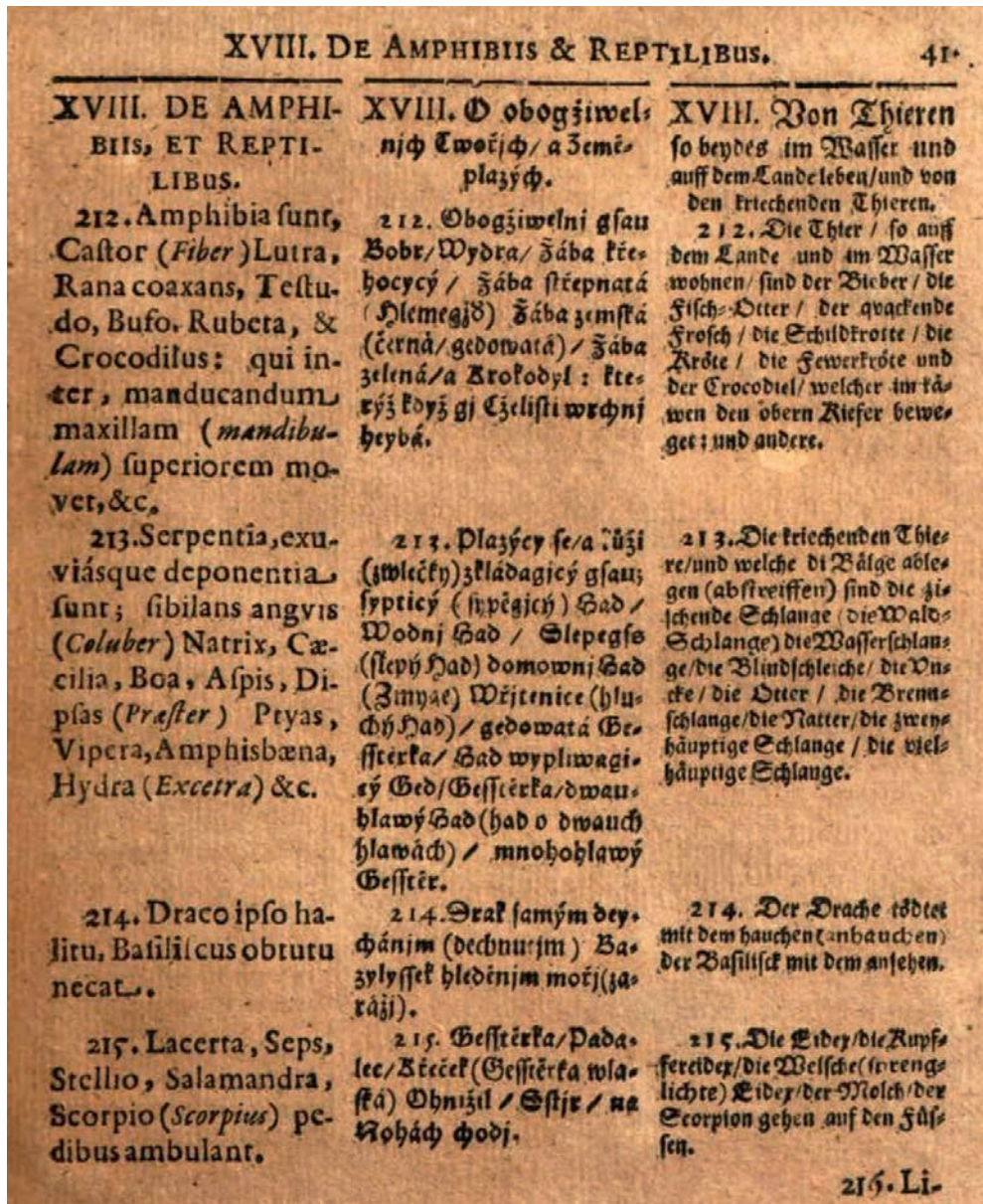
Anm. 11), der als eine der anregendsten und effizientesten Methoden im schulischen Unterricht angesehen wurde. Peter Kuhlmann fügt seinerseits hinzu, dass der zweisprachige Ansatz im Schulalltag des 21. Jahrhunderts neue Aktualität gewinne: „Übersetzung wird nicht mehr nur als Endprodukt gesehen, sondern als Prozess, der sprachliches Bewusstsein schärft, interkulturelles Lernen fördert und kreatives Denken anregt“ (10). Es geht also um die heute (aber auch schon früher) wichtige Frage, wie Latein- und Griechischunterricht gelingen, wenn die Übersetzung (via Buch, Internet, Künstliche Intelligenz, Hausaufgabe des Nachbarn usw.) schon da ist? Welche Lernpotenziale eröffnen sich, wenn von einer KI erzeugte Übersetzungsvorschläge mit eigener Sprachreflexion verglichen werden? Diesen und weiteren spannenden Fragen gehen die Autoren im vorliegenden didaktischen Buch für Lehrkräfte nach. Sie zeigen, wie sich solche KI-gestützte Tools produktiv in den Unterricht integrieren lassen, ohne den eigenständigen Umgang mit den alten Sprachen zu vernachlässigen.

Die Verfasserin dieses Buches, Dr. Katharina Wesselmann, kennt jeder Leser dieser Zeitschrift; sie ist Professorin für Klassische Philologie an der Universität Potsdam. Nach dem Studium in Tübingen, Köln und Basel absolvierte sie zunächst die schweizerische Lehramtsausbildung (2008) und arbeitete als Griechisch- und Lateinlehrerin an verschiedenen Basler Schulen (Promotion 2010). Nach ihrer Habilitation (2018) an der dortigen Universität nahm sie 2019 die Professur für

Fachdidaktik der Alten Sprachen an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel an; 2023 wechselte sie an die Universität Potsdam. – Ihr Kieler Fachkollege Dr. Henning Horstmann ist seit 2021 Studienleiter und Landesfachberater für die Alten Sprachen am (in Berlin seit Dr. Gerhard Heys-Zeiten hochgeschätzten) Institut



Partnerschaftliche Lerngemeinschaft, Illustration aus dem 17. Jh. zu Comenius (Orbis sensualium pictus)
<https://de.wikipedia.org/wiki/Unterrichtsprinzipien#/media/Datei:Orbis-pictus-002.jpg>



Aus der latein-tschechisch-deutschen Ausgabe von 1669
https://de.wikipedia.org/wiki/Janua_linguarum_reserata#/media/Datei:Janua_linguarum_reserata_1669_page_41.jpg

für Qualitätsentwicklung an Schulen in Schleswig-Holstein (IQSH). Nach dem Lehramtsstudium in Latein, Französisch und Griechisch in Göttingen und Aix-en-Provence und seiner Promotion 2013 absolvierte er das Referendariat am Studienseminar Göttingen (Zweites Staatsexamen: 2015) und arbeitete dann als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Klassische Philologie mit dem Arbeitsschwerpunkt bei der Fachdidaktik der Alten Sprachen.

Entstanden ist dieses Buch mit Studierenden der Christian-Albrechts-Universität Kiel 2022 (Samantha Philips, Leon Grinsmann, Juliane Rewdig, Phyllis Göder haben Aufgabenbeispiele beige-steuert). Es geht darum, die Ziele einer solchen Methodik, wenn also Lernende sich zwischen zwei Texten (griechisch-deutsch bzw. lateinischen-deutsch) bewegen müssen, „zu bestimmen, die damit verbundenen Herausforderungen darzulegen sowie die unterschiedlichen Formen von zweisprachigem Arbeiten zu erläutern. Zudem sollen Aufgabenformate und Unterrichtssituationen vorgestellt und systematisiert werden, die sich besonders gut für diese Arbeitsform eignen“ (10f.). Am Ende des Buches werden in einem großen Aufgabenpool (83-161) fünf ausgewählte Lektüre-Highlights mit Schwerpunkt auf zweisprachigem Arbeiten vorgestellt, was allerdings nicht den Eindruck erwecken soll, beim zweisprachigen Arbeiten ginge es nur um höhere Jahrgangsstufen: „Wir wollen immer wieder auch veranschaulichen, dass zweisprachiges Arbeiten ein funktionales Lern- und Arbeitsmittel schon für den Anfangsunterricht und die Spracherwerbsphase darstellt“ (11).

Die beiden Autoren – das fiel mir bereits beim Blick ins Inhaltsverzeichnis positiv auf – beschränken sich nicht auf einen Katalog von methodischen Ideen und Beispielen, sondern packen den Leser, im Normalfall doch eine Lehrkraft mit einer gewissen Unterrichtspraxis, bei seinen einschlägigen Erfahrungen, auch mit dieser Methode, so rudimentär sie sein mögen. Sie nähern sich schrittweise dem Thema, das ja doch eine lange Tradition hat. „Zweisprachigkeit als Alternative“ ist das erste Kapitel überschrieben, 10f., es folgt als Grundlegung: „Warum zweisprachig arbeiten?“ Zugänglichkeit, Zielgenauigkeit und Sprachbildung sind die Stichworte, die aufgerufen werden (12-15). „Herausforderungen und Risiken“, 17f., werden dabei nicht ausgeblendet. Zu vermeiden gebe es folgende Gefahren: den dauerhaften Verlust des Alleinstellungsmerkmals 'Übersetzen', eine zu einseitige Aufgabenstellung, einen lernpsychologischen Bruch/Motivationsverlust sowie einen fragwürdigen unterrichtlichen Einsatz. Sodann geht es um die wichtigsten Formen von zweisprachiger Textpräsentation im Abschnitt „Formen von Zweisprachigkeit“, 18-21, nämlich Übersetzungen, Paraphrasen, Zusammenfassungen/inhaltliche Stichpunkte und Mehrsprachendidaktik d.h. die beigegegebene Übersetzung müsse nicht immer deutsch sein. Ein Blick in die Geschichte des eigenen Unterrichtsfach ist immer interessant, so auch hier: „Nihil novi – Kleine Geschichte des zweisprachigen Arbeitens im AU“, 22-28. Zu lesen ist da, dass das Thema in der deutschen Altsprachendidaktik lange Zeit gar nicht stattfand und erst in den 1970-er Jahren aufgegriffen wurde, vorangetrie-

ben von Rainer Nickel, später von Franz Peter Waiblinger und Hans-Ludwig Oertel. Dem Göttinger Kollegen Holger Klischka († 02.12.2023. Seinem Andenken ist dieses Buch gewidmet) kommt 2014 das Verdienst zu, die weitgehend in Vergessenheit geratenen Impulse von Manfred Fuhrmann et al. (Lehrbuch *Nota*) und Franz Peter Waiblinger aufzugreifen (27). Im Jahr 2015 veröffentlicht Friedrich Maier sein Lehrwerk *Statio*, in dem jede der 20 Lektionen einen zweisprachigen Einstiegstext zur induktiven Erarbeitung des neuen Stoffs enthält (27). Genannt werden noch die Berliner Forscherinnen Maria Große und Andrea Beyer sowie Stefan Kipf, die den Sprachvergleich und die Sprachreflexion zum zentralen Unterrichtsgegenstand erhoben haben (28). Freilich seien in der Unterrichtspraxis zweisprachige Formate noch nicht breit etabliert; dazu wolle das vorliegende Buch beitragen.

„Handlungsfelder, Kompetenzen und grundlegende Arbeitsschritte“ (29–82) ist das Hauptkapitel des Buchs überschrieben, beginnend mit der Grundfertigkeit des Referenzierens, d.h. des Auffindens von Informationen, die aus einem deutschen Text hervorgehen, in einem zugehörigen Originaltext. Verschiedene Arbeitsschritte bieten sich an (a. Aufmerksames Lesen/Beobachten, b. Punktueller Bezugnehmen, c. Zielgerichtetes Vergleichen, d. Abstrahieren des Systematisierens, e. Reflektiertes Modifizieren/Neuproduzieren), eine ganze Reihe unterschiedlicher Methoden (Übersicht auf S. 32) sind möglich und werden in diesem Kapitel detailliert und mit überzeugenden (und gut übernehmbaren) Beispielen dargestellt.

Ein weiterer Hauptteil bietet, wie bereits erwähnt, einen „Aufgabenpool: Lektüreeinheiten für die Sekundarstufe II“ (83–161). Studierende eines Seminars über Textarbeit an der Christian-Albrechts-Universität (CAU) zu Kiel waren aufgefordert „Schlüsselpassagen von kanonischen Schultexten mit einem Fokus auf zweisprachigen Aufgabenformaten für die Oberstufenlektüre aufzubereiten. ... Berücksichtigt werden sollten in den Aufgaben die Bereiche Lexik, Morphologie, Syntax, Stilistik, Übersetzungsreflexion und -kritik“ (83).

Zum Schluss möchte ich das Wort nochmals Peter Kuhlmann geben: „Bei diesem Werk handelt es sich um ein dringendes Desiderat: Es schließt eine Lücke zwischen fachdidaktischer und übersetzungswissenschaftlicher Forschung auf der einen Seite und schulischer Realität auf der anderen Seite, die zunehmend die Förderung deutscher Sprachkompetenz und Sprachbildung im Allgemeinen zu einem Thema de altsprachlichen Unterrichts macht. Der Band soll daher Lehrkräfte ermutigen, zweisprachiges Arbeiten nicht nur als Methode unter vielen zu begreifen, sondern als zentrales Element eines lebendigen Latein- und Griechischunterrichts, der Tradition und Innovation miteinander verbindet.“ (S. 9)

III. Inde novum emergit commodum ut ea ipsa versio vernacula, *Linguae Latinae promptius suaviusq[ue] addiscendae serviat*: ut in hac Editione videre est, Libello toto ita translato, ut Verbum Verbo è regione respondeat ubiq[ue], sitq[ue] idem per omnia [IX] Liber, bino duntaxat idiomate, ut homo Veste indutus duplici. Possentq[ue] in fine adjici quædam etiam Observationes, & monita; de iis solis, in quibus Latinae Linguae consuetudo à Vernaculâ recedit. Nam, ubi nihil receditur, nihil moneri opus est.

Cæterum, quia prima discentium pensa pauca & simplicia esse oportet: primum hunc Tirocinii autoptici Libellum non nisi rudimentis implevimus, Rerum scilicet & Verborum Cardinibus ceu totius Mundi & totius Linguae, totiusq[ue] nostri circa Res Intellectus, basibus. Perfectior rerum descriptio & plenior Linguae cognitio, Mentisq[ue] lumen splendidius, si quaeruntur, (ut debent) reperiuntur alibi, quò jam per hanc nostram Sensualium Encyclopædiolam, non difficilis erit transitus.

Orbis sensualium pictus, praefatio III

III. Entsteht hieraus noch ein neuer Nutzgebrauch/ daß nemlich/ durch die Teutsche Übersetzung/ auch die Lateinische Sprach desto leicht=erlerniger gemacht wird: wie in dieser Ausgabe zu sehen ist/ indem das Büchlein durchaus also übersetzt worden/ daß ein Wort dem andern/ un[d] eine Zeile der andern/ gegeneinander über in allem gleichstimmet/ un[d] es also EinBuch ist/ aber von zweye[n] Sprachen/ gleich wie EinMensch mit zweygetheilter Kleidung. Und könnten hinten hinzu gethan werden etliche Sprach=Anmerkungen und Erinnerungen; allem von denen Stücken/ in welchen die Lateinische Sprach=Art von der Teutschen abtritt. Dann/ worinn sie einander gleich sind/ da ist auch keiner Erinnerung vonnöten.

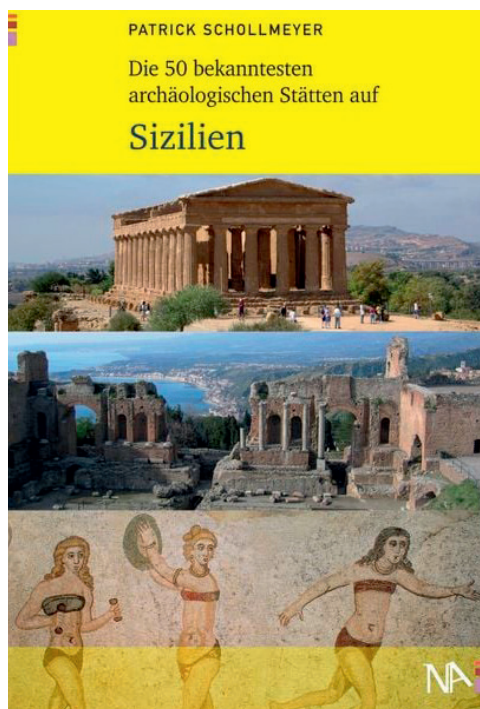
Im übrigen/ weiln die ersten Aufgaben der Lehrlinge solle[n] wenig/ kurz/ einfach und ohne Umstände seyn: Als ist diese Bilderschul allein mit den ersten blossen Abrissen der Dinge erfüllet worden/ nemlich mit den Haupt=Sachen und Haupt=Wörtern/ als der ganzen Welt/ der ganzen Sprache/ und unsrer ganzen Verständniß der Dinge/ Grundstützen. Eine vollkommene Beschreibung der Sachen/ eine ausführlichere Erlernung der Sprache/ und ein helleres Licht des Verstandes/ so der eines/ wie billich/ gesucht wird/ kan in andern Büchern gefunden werden/ wohin dieser kleine sichtbare Begriff aller Künste/ ein Wegweiser ist.

https://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost17/Comenius/com_o00p.html

**Patrick Schollmeyer,
Die 50 bekanntesten archäologischen Stätten auf Sizilien.**

Verlag Nünnerich-Asmus,
Oppenheim 2026, 224 Seiten,
103 Abbildungen,
ISBN 978-3-96176-329-0, 25,00 €

Josef Rabl



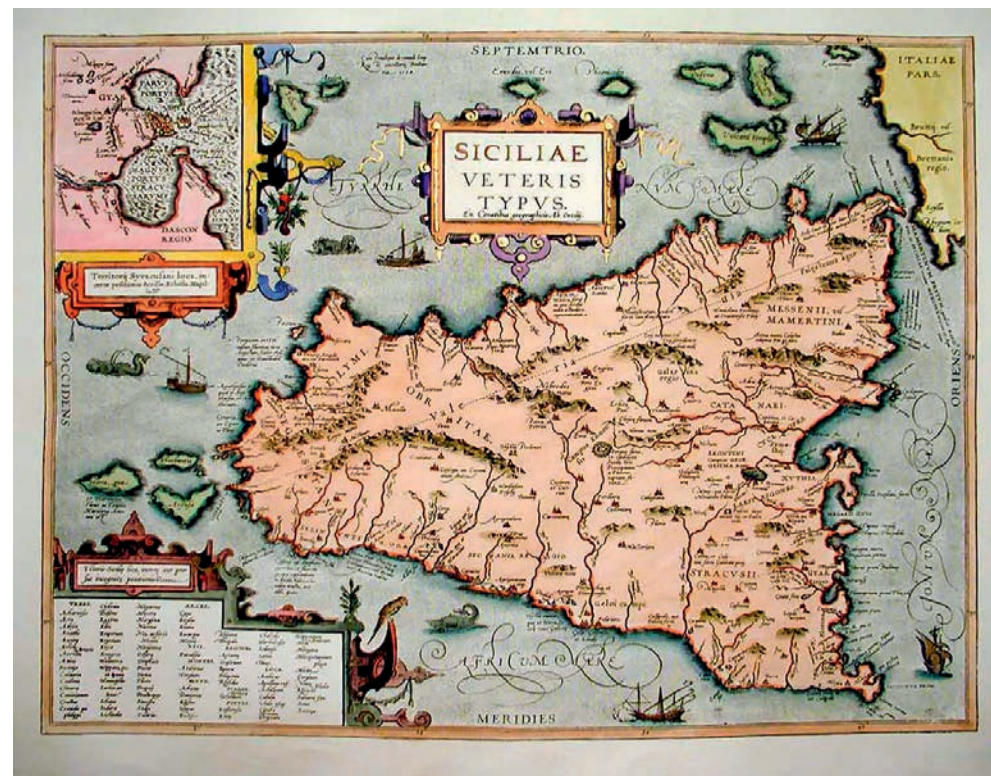
Mainz 2016. Vergleichbare Bände über Istrien und Albanien gibt es überdies von ihm. Von zahlreichen anderen kompetenten Autoren stammen gleichlautende Titel über Österreich, die Türkische Riviera, Kalabrien, England (mit Ausflügen nach Wales), Spanien, Basilikata, Gardasee, Stätten entlang der Via Agrippa in Deutschland, Luxemburg und Frankreich. Natürlich ist Griechenland ein höchst ergiebiges Reiseziel für solche 'bekanntesten Archäologischen Stätten'. Patrick Schollmeyer hat Festland und Inseln dazu wohl intensiv bereist und Informationen sowie Empfehlungen für 200 archäologische Stätten in Athen und Attika, auf der Peloponnes, den Griechischen Inseln,

im Verlag Nünnerich-Asmus gibt es seit mehr als einem Jahrzehnt eine handliche Buchreihe, die man als klassen- und kursreisende Lehrkraft der Alten Sprachen bzw. der Alten Geschichte unbedingt kennen sollte. Es geht darin jeweils um die dreißig bis fünfzig bekanntesten Kulturstätten eines Landes oder einer archäologisch ertragreichen oder touristisch vielbesuchten Region. Ein Band mit 200 Seiten des klassischen Archäologen und Sachbuchautors Wolfram Letzner, *Die 50 bekanntesten archäologischen Stätten Deutschlands* von 2013 erscheint bereits in 2. Auflage. Ob der Drususstein in Mainz, die Wikingersiedlung Haithabu in Schleswig-Holstein, ob das Römermuseum in Haltern am See, der Ausgrabungspark in Kalkriese, wo einst die Varusschlacht tobte, oder die jüdische Mikwe in Speyer (zudem Schönungen, Manching, Waldgirmes, Aalen, Nebra, die Villa Borg und Neanderthal) – der vorliegende Band unterbreitet dem Leser ein weites Spektrum an Sehenswertem und informiert über neueste Forschungsergebnisse. Wolfram Letzner legte wohl angesichts des Erfolgs gleich noch nach mit 50 weitere archäologische Stätten in Deutschland – die man kennen sollte.

Kreta sowie in Mittel- und Nordgriechenland zusammengetragen. Patrick Schollmeyer ist durch seine Auftritte bei zahlreichen Fortbildungsveranstaltungen kein Unbekannter im Kreis der Altphilologen; er lehrt im Arbeitsbereich Klassische Archäologie des Instituts für Altertumswissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und betreut dort als Kurator die klassisch-archäologischen Sammlungen und die Schule des Sehens; seit 2022 ist er Präsident des Deutschen Verbandes für Archäologie, des Dachver-

bands der archäologischen Verbände in Deutschland.

Mit seinem jüngsten Band hat er die Griechen weiter im Blick, aber nicht nur sie, sondern auch die Phönizier, die Punier/Karthager, die Römer, Flüchtlinge, Siedler, Eroberer und Einheimische und ihre archäologischen Kunstfertigkeiten: Die 50 bekanntesten archäologischen Stätten auf Sizilien, April 2026, 224 Seiten. Um die größte Insel des Mittelmeerraumes rankten sich bereits in der Antike zahlreiche



Sizilien und Syrakus im Altertum nach einer Karte des Abraham Ortelius (1527-1598) von 1580
https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_von_Syrakus#/media/Datei:Sicilia_antica_Abraham_Ortelius_1580.jpg



Concordiatempel in Agrigent, 1836. Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serradifalco: *Le Antichità della Sicilia*, Vol. III. „Antichità di Agrigante“ (= Agrigento), Palermo 1836.
<https://de.wikipedia.org/wiki/Agrigent#/media/Datei:Serradifalco-Akragas-Tempio-della-Concordia.png>

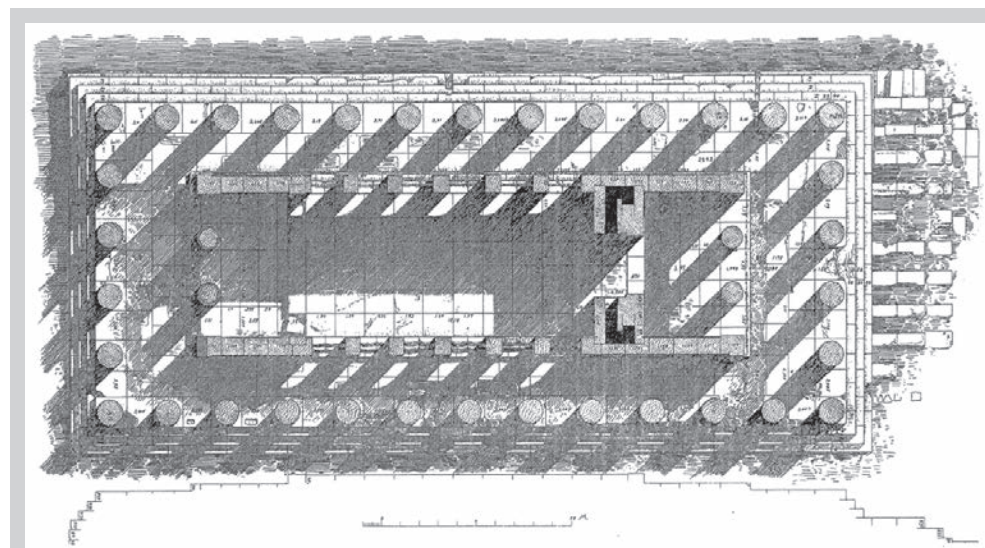
Mythen und historische Legenden. Phönizier, Griechen und Römer konkurrierten auf Sizilien mit einheimischen Völkern um Einfluss und Macht. Hier, im Süden Italiens, gründeten sie Städte, errichteten Heiligtümer und bestatteten ihre Toten. Noch heute künden monumentale Hinterlassenschaften von Stolz und Größe dieser Kulturen. Zu Anfang des Buches zeichnet Patrick Schollmeyer ein Bild der antiken Geschichte Siziliens, 12–26, auch wenn die frühe Überlieferung sehr bruchstückhaft ist. Ältere Autoren wie Philistos von Syrakus, Timaios von Tauromenion, Philinos von Akragas, Silenos von Kaleakte sind nur dem Namen nach bekannt oder

von Zitaten, „die griechisch-römischen Schriftsteller tischen ihrer Leserschaft in diesen Fällen ausschließlich Sagen-schichten auf“ (13). Thukydides, Polybios und Diodoros widmen sich in ihren Geschichtswerken in einigen Passagen historischen Entwicklungen auf der Insel. Patrick Schollmeyer greift in seinem Buch in der historisch-geographischen Einleitung und bei der Vorstellung der einzelnen archäologischen Stätten wo es nur geht auf antike Quellen zurück, Plinius d. Ä., Strabon, natürlich auch auf literarische Werke wie diejenigen Vergils und Ovids sowie vor allem auch auf Ciceros Reden gegen Verres – und den Sizilienreisenden der

Neuzeit. Einen guten Zugang zur sizilianischen Kulturlandschaft leisten Karten zu den historischen Siedlungsgebieten der Elymer, Sikaner und Sikeler (14), zu den Gründungen der Karthager und Griechen (15) und den heutigen geographischen Gebietsnamen (24), überdies eine doppel-seitige Orientierungskarte mit allen 50 archäologischen Stätten ausgehend von Palermo/Panormus und den einzelnen Regionen entgegen dem Uhrzeiger. Der Autor möchte, „dass ein lebendiger Einblick in die Vergangenheit der Insel bis zur Spätantike möglich wird. Die Besuche der antiken Stätten blieben aber unvollständig, wollte man vor Ort lediglich die Ruinen selbst betrachten. Dort, wo es sich anbietet, muss der antiken schriftlichen Überlieferung der gebührende Raum

gegeben werden. Denn nur mittels dieser zum Teil mythischen Geschichte(n) kann vor dem geistigen Auge eine lebendigere Vorstellung von dem entstehen, was sonst nur in Trümmern vor uns liegt. Einer unserer Hauptzeugen wird dabei Diodor der Sizilier sein“ (Vorwort). Diodor lebte in der ersten Hälfte des 1. Jhs. v. Chr. und schrieb eine bis in seine Zeit reichende Weltgeschichte, wobei er viele heute verlorene Schriften anderer sizilischer Historiker verarbeitete, was sein Werk zu einer wahren Fundgrube an Informationen macht. Schollmeyer bedauert dennoch, dass es 'keinen Pausanias' für die Insel gibt.

Eine Sache, „die in Verzweiflung enden kann“ erwähnt Schollmeyer gleich zu Anfang, nämlich die korrekten Ortsbezeich-



Concordiatempel in Agrigent, Grundriss von Robert Koldewey. Robert Koldewey, Otto Puchstein: *Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sicilien*, Asher, Berlin 1899, Vol. 2 (Tables)
https://de.wikipedia.org/wiki/Arch%C3%A4ologische_St%C3%A4tten_von_Agrigent#/media/Datei:Koldewey-Akragas-Temple-of-Concord-scheme.png



Ausbruch des Ätna am 30. Oktober 2002, fotografiert von der Internationalen Raumstation ISS.

Dieses Bild zeigt eine Detailaufnahme des Vulkanausbruchs.

https://de.wikipedia.org/wiki/Sizilien#/media/Datei:Etna_eruption_seen_from_the_International_Space_Station.jpg

nungen, ob man also die phönizische, griechische, römische oder gar die aktuelle italienische Version wählen sollte. Als Kompromiss werden vielfach sowohl die antiken als auch die modernen Bezeichnungen angegeben.

Ich gebe zu, dass mir nicht alle Namen „der bekanntesten archäologischen Stätten Siziliens“ in ihren frühen Prägungen geläufig sind, aber Lesen macht klug, die Stätten sind der Reihe nach entsprechend den Regionen Palermo, Trapani, Agrigento, Caltanissetta, Enna, Ragusa, Syracusa,

Catania und Messina aufgelistet. Als erstes fiel mir auf, dass Gaius Verres als Statthalter ausnahmslos die gesamte Provinz Sizilien terrorisierte. Als zweites wurde mir klar, dass seit meinem ersten Besuch in Sizilien Mitte der 1970-er Jahre via Interrail-Pass viele neue und großartige Funde, neue Museen oder auch neue Perspektiven der Archäologie dazu gekommen sind, teils erst in den letzten beiden Jahrzehnten.

Das antike kulturelle Erbe der Insel ist angesichts sehr vieler Anlandungen, Eroberungen und in Besitz-Nahmen überaus

vielfältig. Es umfasst u. a. gleich mehrere prachtvolle griechische Tempel, wie sie selbst in Griechenland nicht in dieser Qualität und Anzahl erhalten geblieben sind. Zwei Stätten wurden sogar als UNESCO-Weltkulturerbe ausgezeichnet, das Tal der Tempel in Agrigento und die ins 4. Jh. n. Chr. zu datierende Villa in der Nähe von Piazza Armerina. Die vom Autor formulierten Überschriften zu den 50 ausgewählten Stätten klingen oft geheimnisvoll und sollen den Leser natürlich neugierig machen: Nr. 14 Caesar in der Zisterne – Cossure, Nr. 16 Überall Sellerie – Selinus, Nr. 18 Wirkungsstätte des Daidalos? – Das Umland von Akragas, Nr. 26 Eldorado der

Raubgräber – Morgantina und Aidone, Nr. 34 In Gold aufgewogen – Villa Romana del Tellaro, Nr. 41 Ein Elefant vor dem Dom – Katana.

Wie soll man mit diesem Buch und der Fülle an Information umgehen? Man kann es zu Hause oder auch in der Bahn nach Sizilien studieren (der Flieger ist leider zu schnell) – jedenfalls taugt es dazu, es mehrfach intensiv zu lesen; hält man sich schon in einer bestimmten Region z.B. Trapani, Agrigento oder Syracusa auf, wird man sich gezielt mit den empfohlenen Stätten in dieser Gegend beschäftigen. Wer mobil ist, kann sich gezielt spektakuläre Tempel vornehmen (S. 51, 52f. grandiose Ruinen



Elymertempel in Segesta

https://de.wikipedia.org/wiki/Elymer#/media/Datei:Segesta_Tempio_greco.jpg



Polyzeus, aus der Familie der Deinomeniden, war im 5. Jh. v. Chr. Tyrann von Gela an der Südküste Siziliens, er stiftete den berühmten Wagenlenker von Delphi mitsamt dem Wagen und vier Pferden als Denkmal seines Rennsieges bei den pythischen Spielen. Die 1,80 Meter große Statue, ein Schlüsselwerk des Strengen Stils, wurde 1896 im Apollonheiligtum von

Delphi nahe dem Apollontempel gefunden und gilt als eine der am besten erhaltenen originalen Bronzestatuen der griechischen Antike. Das Viergespann und der Wagenlenker selbst wurden in dem von einem Erdbeben verursachten Erdsturz im Jahr 373 n. Chr. begraben und deshalb nicht wie viele andere Statuen eingeschmolzen.
Foto: © Annike Rahl

in Segesta und Selinunt, 70, 112f. 132, 187 u.ö.) oder Theaterbauten (57 Iaitia, 103 Selinus, 121, 127 Akragas, 188 Syracuse/Neapolis, 199 Katana, 209f Tauromenion, 217 Tyndaris) oder die Mosaiken in den beeindruckenden Villae rusticae (147 Villa von Contrada Geraci, 148ff. Villa Casale bei Piazza Armerina) oder neuere Museen (von sehenswert bis archäologische Highlights) besuchen. Man kann sich auf die Spuren von Verres und Cicero (45 Verres in Thermae, 64 Entella, 68f. Segesta, 84 Lilybaeum, 125 Herakleia Minoa, 129 Akragas, 145 Enna, 212 Messana, u.ö.) begeben, den Spuren des Herkules oder denen des Aeneas folgen. Patrick Schollmeyer spricht immer wieder Empfehlungen zu besonders lohnenden Punkten aus, ohne eine Hierarchie der Stätten nach ihrem archäologischen Rang oder der Fülle der Besucher oder der Sichtbarkeit der Grabungsfunde zu präsentieren.

Zu lernen und zu wissen gibt es auch Dinge am Rande, dass es in Syracuse dort, wo der heutige Fluss Ciane ins Ionische Meer mündet, der einzige Ort in Europa liegt, an dem noch wilde Papyrusstauden wachsen (188), dass der berühmte sog. Wagenlenker von Delphi mitsamt dem Wagen und den vier Pferden als Denkmal seines Rennsieges bei den pythischen Spielen in Delphi von dem Tyrannen Polyzeus aus

Gela (478–473 v. Chr.) als Stiftung in das dortige Apollon-Heiligtum kam (138), dass einer der wichtigsten Funde Entellas, eine von acht Bronzetafeln mit Ratsbeschlüssen eine moderne Fälschung sein dürfte, über den Schweizer Kunsthandel verkauft und von einer Spezialabteilung der italienischen Carabinieri und dem Historiker Giuseppe Nenci aufgespürt wurden und heute im Archäologischen Museum in Palermo präsentiert werden. Es handelt sich um Texte in elymischer Sprache, geschrieben mit griechischen Buchstaben (64). Man erfährt (wieder neu), dass der Dichter Vergil den Vater des Aeneas, Anchises, in Drepanon/Trapani sterben lässt; im Altertum galt die Gegend als Wohngebiet der aus Troia geflohenen Elymer (66ff). –

Ein Buch, das nicht nur der archäologisch interessierte Leser mit großem Gewinn studieren wird, sondern das auch durch seine mythologischen, geschichtlichen und literarischen Verknüpfungen eine anregende Lektüre darstellt. Was nach Homer für Odysseus eine Insel der Prüfungen und Gefahren zwischen Zyklopen und Meeresungeheuern war, bedeutete für Johann Wolfgang von Goethe einen Ort der Sehnsucht. Eine Königin, so nannte er die Insel unter der Spitze des italienischen Stiefels im Tagebuch seiner Italienischen Reise.

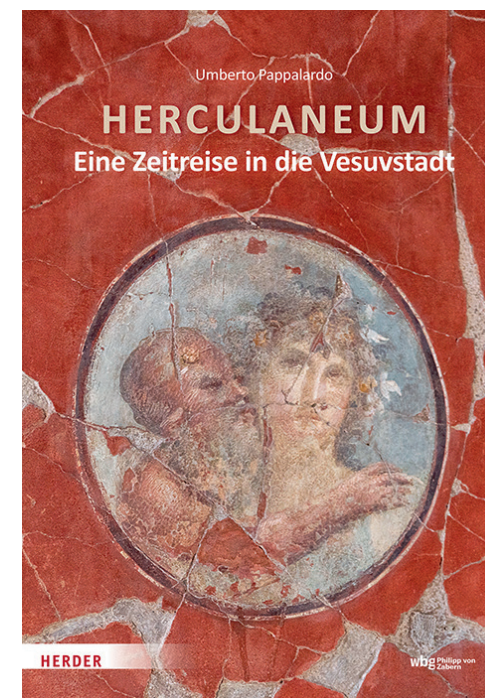


Aeneas lands at Drepanum, from the Vergilius Vaticanus (c. AD 400) -
<http://www.codex99.com/typography/32.html>
[https://en.wikipedia.org/wiki/Drepana#/media/File:Folio_31v_Aeneas_lands_at_Drepanum_\(Aen._3.692%E2%80%9393708\).jpg](https://en.wikipedia.org/wiki/Drepana#/media/File:Folio_31v_Aeneas_lands_at_Drepanum_(Aen._3.692%E2%80%9393708).jpg)

Umberto Pappalardo, Herkulaneum. Eine Zeitreise in die Vesuvstadt, (= Antike Welt. Sonderheft 23, 2025) Philipp von Zabern im Verlag Herder, Freiburg/Br. 2026, 112 Seiten, ISBN: 978-3-534-61192-8, 26,00 €

Josef Rabl

Die Ausgrabungen im antiken Pompeji sind seit einiger Zeit in den Medien hervorragend präsent. Herkulaneum, der kleinere Nachbarort, könne da nicht mithalten, möchte man meinen. Das mag zahlenmäßig zutreffen. Allerdings hat Herkulaneum archäologisch gesehen in Geschichte und Gegenwart seine Meriten. Auf Überreste der antiken Siedlung stießen die Einwohner von Ercolano seit dem Mittelalter beim Brunnengraben. Drei berühmte Statuen, die „Große Herkulanerin“ und zwei „Kleine Herkulanerinnen“ befinden sich in der Skulpturensammlung in Dresden (der ersten deutschen Stadt mit einer großen Antikensammlung nach italienischem Vorbild). Sie waren bedeutende Funde beim Graben eines artesischen Brunnens 1710, als man überdies auf die Marmorreste der Bühnenwand des Theaters stieß. 1716 wurde die Fortführung der Raubgrabungen verboten, ab 1738 begannen die ersten systematischen archäologischen Grabungen. 1751 wurde im Palast von Portici das Museum Herculanense eingerichtet, in acht Bänden wurden die Funde unter dem Titel *Le Antichità di Ercolano* von 1757 bis 1798 publiziert, allesamt entscheidende Schritte zu den Anfängen der Klassischen Archäo-



logie. – Sensationelle Entdeckungen auch in der jüngsten Gegenwart: bereits seit dem 18. Jahrhundert hat man versucht, die in der Villa de Pisoni gefundenen Papyri zu öffnen oder vielmehr zu entrollen, ein aufwendiger und leider oft zerstörerischer Prozess bis heute. Alles änderte sich, als es mithilfe der Computertomographie und ihrer 3D-Bildgebung kürzlich gelang, einen Papyrus virtuell zu entrollen. Darüber hinaus haben Algorithmen der künstlichen Intelligenz dazu beigetragen, bislang unbekannte Textstellen in den Papyri sichtbar zu machen. Mit weiteren Fortschritten dieser Technik könnte unser Wissen über klassische Literatur und antike Philosophie erheblich bereichert werden. – Zu den jüngsten Entdeckungen aus Herkulaneum

zählt das „verglaste Gehirn“, ein weltweit einzigartiges Phänomen. Die natürliche Verglasung tritt auf, wenn organisches Material extremen Temperaturschwankungen in sehr kurzer Zeit ausgesetzt ist wie bei den Temperaturen der 700 Grad heißen Glutwolke beim Vesuvausbruch 79 n. Chr., ein Phänomen, das nicht nur neue Einblicke in die Katastrophe bietet, sondern auch Informationen für den modernen Katastrophenschutz liefert.

Mit diesen Argumenten im Vorwort begründet Umberto Pappalardo, der Autor dieses ursprünglich als Sonderheft der Zeitschrift ANTIKE WELT (2025) erschienen Buchs „Herkulaneum. Eine Zeitreise in die Vesuvstadt“ (2026) seine erneute Beschäftigung mit dieser Stadt. Umberto Pappalardo, in Neapel geboren, ist seit 1995 Professor für Klassische Archäologie und für Pompeianische Archäologie an der Universität Suor Orsola Benincasa in



Herculaneum, Neptun und Amphitrite, Wandmosaik
https://de.wikipedia.org/wiki/Herculaneum#/media/Datei:Herculaneum_Neptune_And_Amphitrite.jpg



Straßenpflaster
https://de.wikipedia.org/wiki/Herculaneum#/media/Datei:Roman_Road_Surface_at_Herculaneum.jpg

Neapel. Zuvor war er als Dozent für Klassische Archäologie an den Universitäten Basel, Tübingen und Freiburg tätig. Er war Inspektor bei den Ausgrabungen von Pompeji und Direktor der Ausgrabungen von Herkulaneum – besitzt demnach für dieses Buch die maximal mögliche Kompetenz. Zu seinen zahlreichen Publikationen gehören bei Herder der Band über eine römischen Villa bei Piazza Armerina mit dem reichhaltigsten und besterhaltene Ensemble römischer Mosaikkunst: „Die Pracht römischer Mosaiken: Die Villa Casale in Sizilien“ (2018) außerdem ein Buch

zum Ursprung der Olympischen Spiele: „Zu Ehren des Zeus“ (2020). Von Umberto Pappalardo stammt auch der Lexikonartikel „Herkulaneum“ in Der Neue Pauly (DNP). Band 5, Metzler, Stuttgart 1998, ISBN 3-476-01475-4, Sp. 400–402.

Der Autor beginnt nach seinem inspirierenden Vorwort mit zwei Exkursen über den Vesuv und die Pliniusbriefe 6,16 und 6,20. Er gibt Erläuterungen zur langen Grabungsgeschichte sowie zu Lage und Stadtbild, zudem zur Sozialgeschichte der Stadt, die sich ja deutlich von derjenigen

Pompejis unterscheidet. Das umfangreichste Kapitel nimmt die Beschreibung eines Tags in der antiken Stadt in den Blick, eine detailreiche Führung durch den archäologischen Bezirk. Ein eigenes Kapitel erhalten die Villa dei Papiri, die zu den berühmtesten Entdeckungen der römischen Archäologie zählt wegen des Fundes von fast 2000 verkohlten Papyrusrollen mit hauptsächlich griechischen philosophischen Texten. Ein eigenes Kapitel auch für die Grabungen in den 1980er Jahren am Strand mit dem Fund von über 330 Skeletten von Menschen, die in den Lagerschuppen am Meer Schutz gesucht hatten; für

die Anthropologie ist diese Entdeckung von großer Bedeutung, da diese Skelette – eine sehr seltene Fundsituation – einen medizinischen Querschnitt durch eine weitgehend gesunde Bevölkerung liefern. Der Gründer der Stadt wird vorgestellt: Herkules – ein Heros und seine Stadt; Dionysios von Halikarnassos berichtet im 1. Jahrhundert v. Chr., dass Herkulaneum von Herkules gegründet worden sei, als er auf dem Rückweg aus Iberien, wo er dem Riesen Geryon die Sonnenrinder geraubt hatte, die Küste Kampaniens entlang zog. Vorgestellt wird auch Marcus Nonius Balbus – der Patronus Herkulaneums, der in



Hauswasserleitung aus Blei

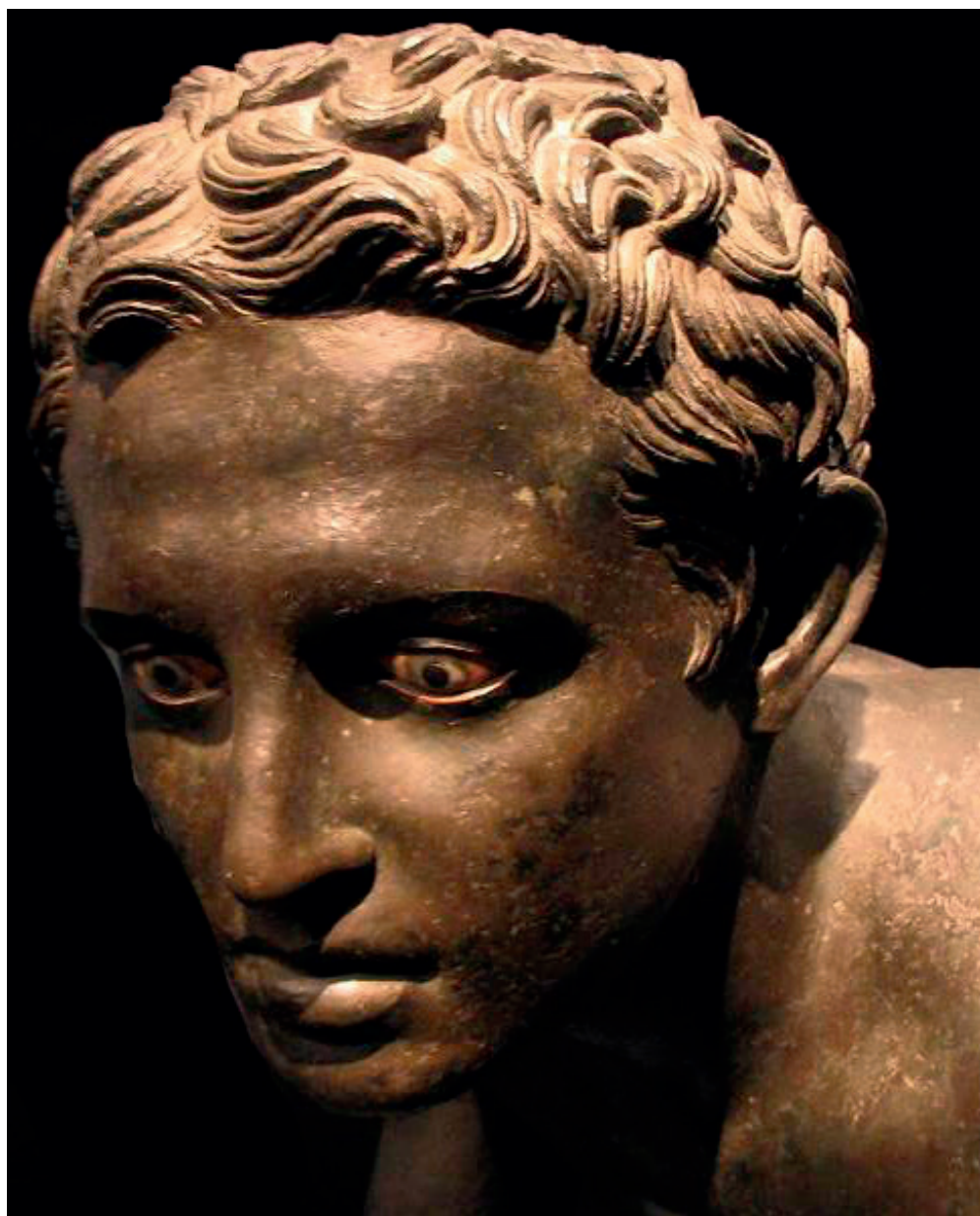
https://de.wikipedia.org/wiki/Herkulaneum#/media/Datei:Water_Pipe_In_Herkulaneum.jpg

augusteischer Zeit in den Senatorenstand aufgestiegen war, aus Nuceria stammte, in Herkulaneum wohnte und sich für die Stadt große Verdienste erworben hatte. Von Rosaria Ciardiello stammt das Schlusskapitel „Rezeption im Deutschland des 18. Jahrhunderts“ (Lessing, Herder, Goethe, Winkelmann – Wörlitz, Potsdam, Rheinsberg, Neustrelitz, Pillnitz, Stuttgart, Ludwigsburg, München usw.). Im Anhang findet der Leser ein Glossar, eine Chronologie der Stadtgeschichte, der Grabungsgeschichte sowie weiterführenden Literaturangaben.

Umberto Pappalardo gelingt es in diesem Buch überzeugend zu zeigen, dass das antike Herkulaneum nicht einfach auch eine Stadt am Vesuv ist, die wie Stabiae, Oplontis oder Pompeji eben auch durch den Ausbruch des Vesuvs zerstört wurde und deren Besuch bestenfalls alternativ zum größeren Pompeji unternommen werden könnte. Er zeigt auf jeder Seite die Besonderheiten der Fundstätte und die speziellen Erkenntnisse, die in Herkulaneum gewonnen wurden. Der Autor beschreibt den Modernisierungsprozess des italienischen und des hellenistischen Haustyps, der hier schneller eingetreten sei (24). Der bessere Erhaltungszustand der Obergeschosse und das Überdauern der Decken und Dachbalken und vieler anderer Holzteile verliehen dem Haus eine Aura der Vollständigkeit, wie sie in Pompeji nicht zu finden sei (26). Pappalardo hält auch die Wandmalereien in Herkulaneum für raffinierter als in Pompeji (27), er erklärt dem Leser die verschiedenen Formen im Wanddekor und nennt den Grund, warum in Herkulaneum heute die rote Farbe gelb

aussieht (31) und ist überzeugt, dass einige Malereien – etwa in der Casa dell'Atrio – mit ihrem hohen Können die Renaissance vorwegzunehmen scheinen (31). Unsere Vorstellung der antiken Malerei sei zum großen Teil durch den Geschmach des 18. Jahrhunderts vorgeprägt und dieser wiederum durch die Wandmalereien in Herkulaneum (108).

Beim römischen Mosaik unterscheidet er verschiedene Typen und erklärt für Herkulaneum das Lithostroton, das Opus signinum, das opus tessellatum, das opus vermiculatum und Schwarzweißmosaiken für wichtig (32f). Der Fund von Wachstäfelchen macht Herkulaneum zu einem einmaligen Fall und stellt ein seltenes Zeugnis der antiken Welt dar (40). In einem leider nur knappen Kapitel über die Villa dei Papiri (die angegebene Literatur betrifft nur das Programm der Statuenausstattung) wird die Konservierung und Entzifferung der Papyri zwar erklärt inklusive einer halben Seite mit Auszügen aus den Herkulanum-Papyri. Immer wieder erschütternd ist die Entdeckung von 330 Skeletten, ausgesprochen überraschend und detailliert die Untersuchungsergebnisse. Die Wirkung von Herkulaneischer Antichità auf Kunst und Design in Europa, sogar auf die Lebensweise (108), sind ein eigenes buchfüllendes Thema (vgl. Literatur auf S. 111), Rosaria Ciardiello nennt aus der archäologischen Frühzeit ein „Herkulanensisches Service“, hergestellt zwischen 1781 und 1782, das die Keramikfabriken Europas und auch alle anderen Kleinkünste stark beeinflusste. Herkulaneum zeigt sich in diesem Buch in jeder Hinsicht als kulturgeschichtlich archäologisches Schwergewicht.



Bronzestatue eines Läufers aus dem großen Gartenperistyl der Villa dei Papiri
https://de.wikipedia.org/wiki/Herculaneum#/media/Datei:-Herculaneum-_L%C3%A4ufer.jpg

Römer – Gesichter eines Weltreichs. Begleitbuch zur Ausstellung im Lokschuppen Rosenheim, kuratiert und herausgegeben von Romy Heyner, Jennifer Morscheiser, Stefan Reuter, mit Beiträgen von J. Bergemann, H. Brandt, M. Brüggler, R. Cordie, A. El-Bahai, S. Feuerbach, V. Fischer, M. Flecker, T. Hannig, M. Heitz, B. Hennen, R. Heyner, S. Hornung, M. Konrad, A. Krammer, M. Mackensen, J. Morscheiser, Z. Mráv, G. Paulus, C. Reichmann, J. Roch, J. Rüpk, A. Schlüter, L. Surborg, C. Teitz, I. Theobald, B. Tremmel, M. Valentin, M. G. Vázquez, C. von Aster, C. Witschel. 256 Seiten, 200 Abbildungen, Hardcover, Hirmer Verlag 2026 München, ISBN: 978-3-7774-4699-8, 40,- € und für 29,90 € an den Kassen im Lokschuppen erhältlich

Josef Rabl

Ein Lokschuppen im Inntal und die alten Römer – das klingt nach einem Anachronismus. Gemeinsam ist ihnen in diesem Fall das (relativ) hohe Alter. Der Lokschuppen in Rosenheim, ein massiver 19-ständiger Halbrundschuppen mit Drehscheibe und Kopfbauten an den Stirnseiten des Maschinenhauses, entstand mit dem Bau einer Betriebswerkstätte der Bayerischen Staatsbahn anlässlich der Eröffnung der Maximiliansbahn von München nach Kufstein im Jahr 1858. Das wachsende Verkehrsaufkommen passte bald nicht mehr zur bestehenden Bahnhofsanlage, schon 1872 wurde der heutige Bahnhof Rosen-



heim in Betrieb genommen und der alte Bahnhof aufgegeben; Grundstücke und Gebäude wurden verkauft. Aus dem riesengroßen Halbrundschuppen entstand eine städtische Lagerhalle, später das Stadtarchiv und die Stadtbibliothek, bis 1986 ein Architektenwettbewerb für die Sanierung und den Umbau des Lokschuppens zum Veranstaltungszentrum durchgeführt wurde. Dafür gab es 1988 den Architekturpreis der BDA-Bayern. Das Ausstellungszentrum Lokschuppen zeigt kulturhistorische, völker- und naturkundliche Sonder- und Landesausstellungen und wurde 1988 mit der Landesausstellung „Die Bajuwaren“ eröffnet. 1993 folgte die Ausstellung „Das keltische Jahrtausend“, 2000 „Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer“, 2013 „Alexander der Große“ und nun 2026 „Römer – Gesichter eines Weltreichs“.

Mit dieser Ausstellung feiern die Veranstalter übrigens ein besonderes Jubiläum: Es ist bereits die 50. Ausstellung (seit 1988!) im Loksuppen Rosenheim. Die außergewöhnlichen Erlebnisausstellungen zählen jährlich etwa 200.000 Besucherinnen und Besucher und der Loksuppen rangiert unter den Top Ten der Ausstellungshäuser in Deutschland. Die jetzige Ausstellung

„Römer – Gesichter eines Weltreiches“ greift ein Thema auf, das schon im Jahr 2000 große Resonanz gefunden hat (damals: „Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer. Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht“). 25 Jahre später werden also erneut die Römer in den Blick genommen (nach dem Motto: Römer gehen immer!) – allerdings mit vielen neuen Erkenntnissen, innovativen Ausstellungsideen und einem frischen Blick auf Identität, Mobilität und Vielfalt im

Imperium Romanum. Die Ausstellung will zeigen, wie sehr uns das römische Erbe in Sprache, Infrastruktur, Recht und Lebensweise bis heute prägt. Über 20 Museen und Leihgeber tragen dazu bei.

Die führenden Ausstellungsmacher sind Jennifer Morscheiser, promovierte Ar-

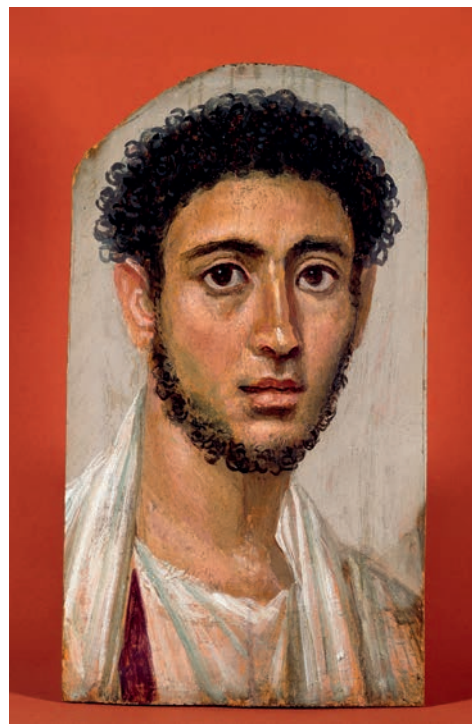
chäologin und seit 2022 Leiterin des Ausstellungszentrums Loksuppen; sie war bisher im Deutschen Museum München, dem Landschaftsverband Rheinland, in der Bodendenkmalpflege bis hin zur Leitung des Museums Burg Linn in Krefeld und der dortigen Stadtarchäologie tätig; daneben Romy Heyner, auch sie ist Archäologin und entwickelt seit vielen Jahren

museale Konzepte zur römischen Kulturgeschichte; schließlich Stefan Reuter, Archäologe und freiberuflich tätig in Forschung und Vermittlung; erst jüngst präsentierte er in Regensburg „die wichtigste Neuentdeckung der letzten zehn Jahre“ (vgl. <https://www.reensburg.de/regensburg-507/nah-dran/bayerns-aeltester-mithras-tempel-in-regensburg-entdeckt>) – Funde zu einem Mithräum in der Regensburger Altstadt.

„Dass Rom von jeder Epoche neu gelesen und gedeutet wird, erklärt seine bleibende Aktualität. In der Renaissance galt es als Maßstab der Schönheit und als Modell politischer Ordnung. Im 18. und 19. Jahrhundert prägte der Neoklassizismus die Architektur Europas und Nordamerikas, vom Berliner Brandenburger Tor bis zu



Prunkvolle „Sicherheitsnadeln“: Fibelpaar
Original; Silber, Gold, Karneol
© Ungarisches Nationalmuseum, Budapest



Portrait eines jungen Mannes Original, Holz und
Temperafarbe
© Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek,
München

den Kapitolsbauten in Washington. Im 20. Jahrhundert griffen Diktaturen wie das faschistische Italien bewusst auf römische Symbole zurück, um ihre Macht zu legitimieren. Mussolinis Rückkehr nach Rom mit Triumphbögen, Marschritualen und archäologischen Inszenierungen zeigt, wie anschlussfähig das römische Vokabular an moderne Propaganda war. Gerade dieser Missbrauch verdeutlicht, wie wichtig ein kritischer Umgang mit dem römischen Erbe ist – und wie sehr seine Vielseitigkeit zur Faszination beiträgt“ 13).

Das macht nun neugierig darauf, welche Akzente die Ausstellungskuratoren für die Römer 2026 setzen. Im Jahr 2000 ging es geografisch begrenzt auf die Regionen 'zwischen Alpen und Nordmeer', um 'das zivilisatorische Erbe einer europäischen Militärmacht'. 2026 lauten die Hauptkategorien der Betrachtung ganz anders:

I. Die römische Identität, II. Römische Lebenswelten, III. Wandel, mit jeweils fünf (in Teil I), einundzwanzig (in Teil II) und



Edles römisches „Feuerzeug“: Schlageisen Original; Eisen, Silber, Messing
© Stadt Krefeld, Museum Burg Linn



Schwergewicht: Augsburger Siegesaltar Original; Jura-Kalkstein
© Römisches Museum Augsburg

nochmals fünf (in Teil III) Beiträgen zu speziellen Fragestellungen. Führende Expertinnen und Experten beleuchten Themen wie Handel, Religion, Militär, Alltagsleben, Migration und Identität und zeigen, wie vielfältig und vernetzt die römische Welt war, beispielsweise: Selbstdarstellung durch Statuen, Gräber und Bauwerke – Die Konkurrenz der römischen Eliten, von J. Bergemann, 38-47; Hispania – Von der Eroberung zur wirtschaftlichen Integration, von M.G. Vázquez, 74-85; Reisende zwischen



Oben: Gut (Elefant) gegen Böse (Carnyx): Denar des C. Julius Caesar Original, Silber
© Staatliche Münzsammlung München;
Foto: Sergio Castelli

Unten: Terra Sigillata-Becher mit Barbotinedekor aus dem Mithras-Heiligtum von Mühlthal Original
© GD 1999-914,
Foto: Christian Zocher, Archäologische Staatssammlung München



zwei Welten – Die Bestattungen der lokalen Elite mit Reisewagen im kaiserzeitlichen Pannonien, von Z. Mráv, 132-145; Kaiserkult und

Kaiserverehrung in Ägypten, von A. Schlüter, 174-183; Die Provinz Raetien – Italiens Pufferzone und Verkehrsknotenpunkt, von V. Fischer, 192-201; Entwicklungen römischer religiöser Praktiken in der Spätantike, von J. Rüpke, 236-243. Alle wissenschaftlichen Beiträge sind in diesem Begleitband ausgezeichnet illustriert durch bildschöne Fotos in optimaler Größe (ein Objekt auf einer Seite von 25 x 29 cm; 200 Abb. auf 256 Seiten), so dass der Betrachter Inschriften, Papyri, Münzen, Karten, Pläne, Grabungsaufnahmen, Diplome, Aufnahmen von Arealen und Gebäuden detailliert studieren kann. Noch eine Besonderheit des Katalogbandes: Ausgehend von Objekten, Grabsteinen, Inschriften und historischen Personen entstanden zehn fiktive Biographien aus dem römischen Reich. Eindrucksvoll sind diese „Personae“ – fiktive, aber historisch authentische Figuren, die in persönlichen Erzählungen vom



Aus dem Leben des Archill: nordafrikanische Sigillataplatte Original
© D 2010-100 / -101, Foto: Manfred Eberlein, Archäologische Staatssammlung München

Leben im Reich berichten: von der Hebamme über den Olivenölhändler bis zum Tierkämpfer, von einer Weberin über einen Decurio zu einem Steuereintreiber. Ihre Geschichten machen Geschichte lebendig. Die Figuren repräsentieren also unterschiedliche Regionen und Lebenswelten und bieten so eine exemplarische Annäherung an die antike Realität. Zehn renommierte Autorinnen und Autoren geben ihnen eine Stimme und zehn Personen aus dem Bereich des Re-Enactments jeweils ein Gesicht. Die Leitfrage lautet:

Zehn Protagonisten – typisch römisch? Besonders eindrucksvoll sind die „Personae“ – vorwiegend fiktive, aber historisch authentische Figuren, die in persönlichen Erzählungen vom Leben im Reich berichten: von der Hebamme über den Olivenölhändler bis zum Tierkämpfer. Ihre Geschichten machen Geschichte lebendig. Nochmals die Ausstellungsmacher: „Rom ist nicht vergangen – es ist ein Teil unseres Denkens, unseres Alltags und unserer Hoffnungen geblieben. Und deshalb brauchen wir nach 2000 nicht nur 2026 eine



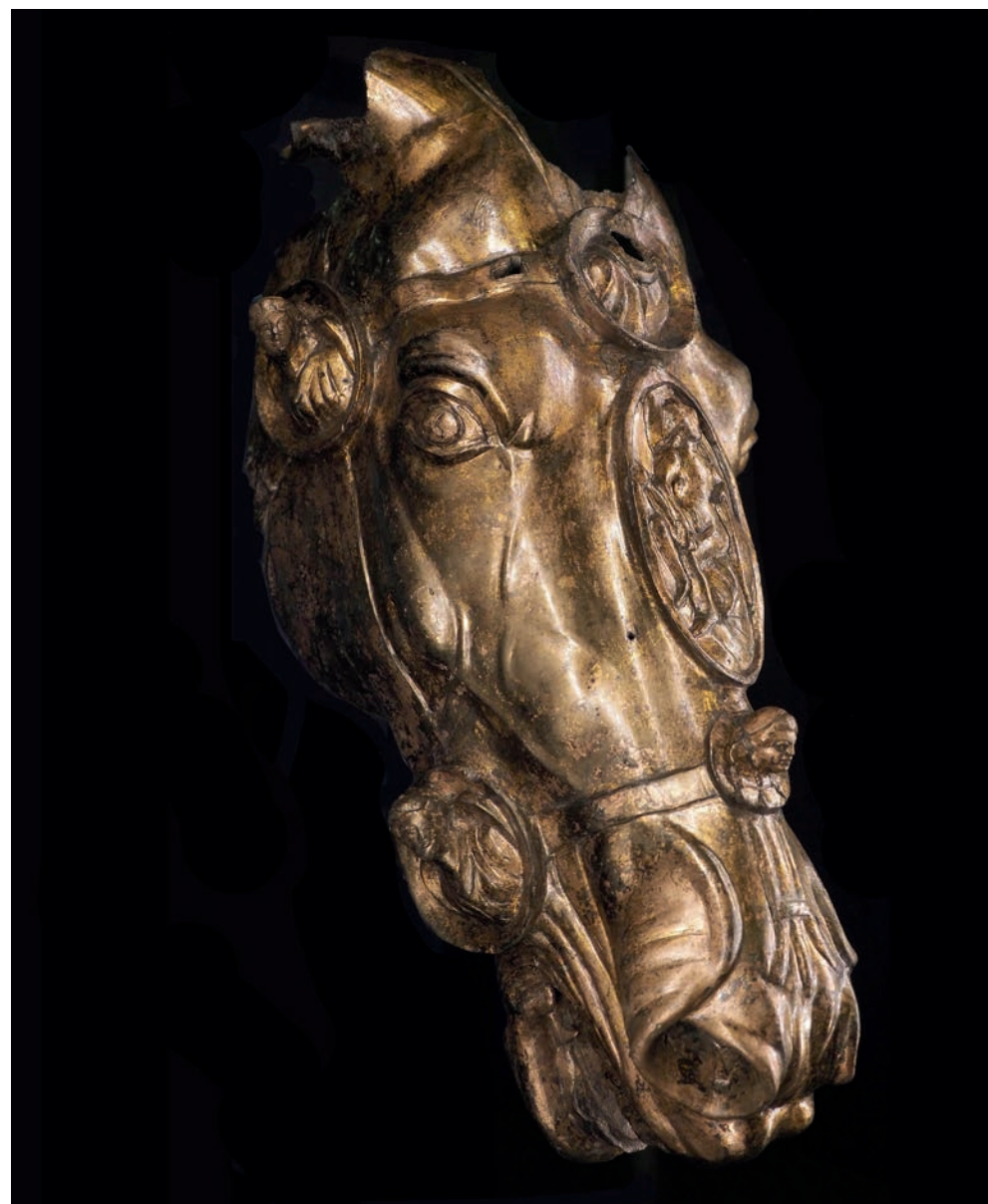
Votivschale mit Darstellung des Baal-Saturn aus gelbem numidischem Marmor Original, Marmor
© Römisch-Germanisches Museum Köln

ganz andere Römerausstellung, sondern ebenso 2050. 2075 und 2100, ohne auch nur einen Mosaikstein der Faszination zu verlieren“ (13). Das Buch lädt ein, Fragen nach Zugehörigkeit, Macht und kultureller Identität neu zu stellen. Rom erscheint darin als Spiegel unserer eigenen Zeit – vertraut und fremd zugleich, Mythos und Realität, Beispiel und Warnung.



Edle Waffe: Schwert von Rheingönheim
Original, Eisen und Silber
© Historisches Museum der Pfalz Speyer,
Foto: Kurt Diehl

Wenn Sie das Glück haben, sich demnächst in der Nähe Rosenheims aufzuhalten, die Ausstellung dauert vom 20. März 2026 bis 1. August 2027. Sie lebt vom Mitmachen statt nur vom bloßen Anschauen, Besucher können auf Wachstafelchen schreiben, sich römisch gewandten, ein Mosaik legen, „römisch“ spielen, also Teil des römischen Alltags werden. Als „Lohn“ für die Arbeit als Stadtbaumeisterin oder Stadtbaumeister LOCDVNVM dürfen Sie selbst Hand anlegen, eine „echte“ römische Münze prägen und mit nach Hause nehmen. Sie können im „Circus Maximus“ nach der Teilnahme am medialen „Wagenrennen“ als Erinnerung ein Selfie mit nach Hause nehmen. Über 500 Originale laden zum Staunen ein – von spektakulären Schatzfunden bis hin zu Dingen des täglichen Lebens. Der wahre Schatz aber liegt in ihren Geschichten über Begegnung, Wandel und Verschmelzung. Wer genau hinsieht, erkennt: Die Spuren der Vergangenheit führen direkt ins Heute. „Rom war mehr als Macht: Es war ein Experiment, wie Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammenleben. Hinter jeder Statue, jedem Stein steht eine Frage, die auch uns bewegt: Wie wollen wir leben“ (Jennifer Morscheiser, Kuratorin).



Ein Fund von Weltrang: vergoldeter Pferdekopf von Waldgirmes
Replik; Biresin LM, Blattgold, Metallfarben
© Landesamt für Denkmalpflege Hessen Wiesbaden. Seit Juni 2026 in der Ausstellung

Werner Sackmann, Arzneistoffe in tiermedizinischen Standardwerken der römischen Antike. Lexikon und Konkordanz. Deutsch, Latein.

Herausgegeben von Astrid Eitel unter Mitwirkung von Sonja Schreiner.

1. Auflage, Hardcover, 629 Seiten, Solivagus Verlag Kiel 2026, ISBN: 978-3-943025-65-1, 103,00 €

Josef Rabl

Die vorliegende posthume Buchausgabe entspricht einem langgehegten Wunsch des 2019 im Alter von 92 Jahren verstorbenen Schweizer Tierarztes und Veterinärhistorikers Dr. Werner Sackmann, der unter anderem in der Baseler Universitätsbibliothek 1988 neben der seit längerem (1885) bekannten Handschrift in der Staatsbibliothek München eine weitere Abschrift der *Mulomedicina Chironis* wiederentdeckt hat.

Diese *Mulomedicina Chironis* („Chirons Maultiermedizin“) ist eine pferdemedizinische lateinische Abhandlung. Die Verfasserfrage ist schwierig. Das Buch aus dem 4. Jahrhundert zählt verschiedene Quellen: Columella, Gargilius Martialis, Cato, Apsyrus und auch einige anonyme und verlorene Schriften und ist selbst wiederum die Hauptquelle der *Mulomedicina* des Vegetius. Dieser bemerkte dazu: *Chiron vero et Apsyrus diligentius cuncta rimati eloquentiae inopia ac sermonis ipsius vilitate sordescunt* (Trotz ihrer Sorgfalt, Chiron und Apsyrus klingen nicht gut infolge ihres armen Ausdrucks und Stilfehlers; Vegetius, *Mul.* 1 prol. 3-4.).



Man muss wissen, dass die antike Veterinärmedizin noch bis weit ins 18./19. Jahrhundert primär als Großtiermedizin, Pferdeheilkunde und sog. ‚Nutztiermedizin‘ verstanden wurde. Die Hippatrie ist im Mittelalter das zentrale Gebiet der Tiermedizin mit immer wieder neuen Publikationen, die heutzutage in interdisziplinären Projekten erforscht, also ediert, kommentiert und übersetzt werden, beispielsweise in jüngster Zeit an der LMU München die lateinische Pferdeheilkunde des Bischofs Theodoricus Cerviensis (*1205 in Lucca, gest. 24.12.1298 in Bologna). Neben der Pferdeheilkunde des Jordanus Ruffus (verfasst ca. 1250–56) stellt

die *Mulomedicina* eine weitere bedeutende Hippatrie in der Frühphase der sogenannten Stallmeisterzeit (1250–1762) dar (vgl. https://www.palaeo.vetmed.uni-muenchen.de/f_gesch_tiermed/theodoricus/index.html).

Die hier vorliegende Konkordanz der tiermedizinischen Arzneistoffe der Spätantike bildet demgemäß eine wichtigen Beitrag für Forschungen dieser Art. Bereits im Jahre 2014 hatte Werner Sackmann seine Forschungsergebnisse zusammengestellt, eine Drucklegung gelang jedoch zunächst nicht. Erst der in Klassischer Philologie und Mittellatein promovierte St. Gallener Herausgeberin Dr. Astrid Eitel (Studium der Alten Sprachen auf Lehramt in Wien und Montréal; Promotion 2012 mit einer Arbeit zur Bukolik in Texten Dante Alighieris und Giovanni del Virgilios bei Kurt Smolak in Wien) gelang es, zusammen mit Dr. Sonia Schreiner (Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein der Universi-

tät Wien, Lehramtsstudium Latein und Französisch, Promotion 2003 bei Prof. Dr. Franz Römer mit dem Thema *Phaet(h)on – mehrsprachig: Der deutsche und der lateinische Phaet(h)on. Der französische Phaéton*; seit 2005 Lehrbeauftragte für Latein für Veterinärmediziner an der Veterinärmedizinischen Universität Wien; Spezialgebiet u.a. Mensch-Tier-Beziehungen in lateinischen Texten, (veterinär)medizinische und zoologische Fachliteratur, die digitale Version der Arbeiten Werner Sackmanns für den Druck im Kieler Solivagus Verlag vorzubereiten; dies gelang auch Dank großzügiger Geldgeber.

Werner Sackmann – er bezeichnete sich selbst „als Tierarzt der Ausbildung gemäß und als Veterinärhistoriker der Neigung folgend“ (26) – wurde nach dem Studium der Veterinärmedizin Assistent für Milchhygiene am Veterinär-bakteriologischen Institut der Universität Zürich. Die Ergebnisse seiner Dissertation (1953) trugen wesentlich dazu bei, dass die Seuche des Rinderabortus Bang (ein Lehrfilm dar-



Pferd bekommt Durchfallarznei (Abschrift aus dem 14. Jhd.). McCabe, 'A Byzantine Encyclopedia of Horse Medicine', (*Hippiatrica*, Parisinus graecus 2244, fo. 74v)
<https://de.wikipedia.org/wiki/Hippiatrica#/media/Datei:HippiatricaParisGr2244Fo74v.jpg>



Gedenkstein für Plinius den Älteren, heute am Dom zu Como angebracht
https://de.wikipedia.org/wiki/Plinius_der_%C3%84ltere#/media/Datei:Comoplinio.JPG

über fand über die Schweiz hinaus große Beachtung) in der Schweiz ausgerottet werden konnte. Nach einem Praktikum in Stockholm war Werner Sackmann bei der Ciba und anschließend bei der Ciba-Geigy in der Forschung tätig. Nach der Pensionierung widmete er sich der Erforschung der Geschichte der Naturwissenschaften/Veterinärmedizin. Seine letzte Publikation „Gifttiere und Tiermedizin in Antike und Gegenwart“ erschien als seine vierundachzigste Publikation (die meisten haben

den Charakter von Nachschlagewerken) im Januar 2018 (vgl. S. 566f). Für dieses Lexikon analysierte der Tierarzt und Veterinärhistoriker Werner Sackmann aus pharmakologischer und veterinärmedizinischer Warte sämtliche Tierarzneimittel aus 11.500 Textstellen der *Mulomedicina Chironis*, der *Ars Veterinaria* des Pelagonius und der *Digestorum Artis Mulomedicinae Libri* des Vegetius. Über einen Zeitraum von 30 Jahren hinweg erarbeitete er eine minutiöse philologische Zusammenstellung der zahlreichen orthographischen Varianten und abweichenden Lesarten nebst der zeitgenössischen Identifikation der botanischen, zoologischen und mineralischen Heilmittel. Darüber hinaus vergleichen die Artikel die spätantiken

Abb. links: Plinius der Ältere, *Naturalis historia* in der Handschrift Florenz, Biblioteca Medicea Laurenziana, Plut. 82.4, fol. 3r (15. Jahrhundert)
https://de.wikipedia.org/wiki/Plinius_der_%C3%84ltere#/media/Datei:Pliny_the_Elder,_Natural_History_Florence_Plut_82.4.jpg



Die Stuttgarter Columellafassung des Heinrich Österreicher (um 1491)
Heinrich Österreicher, Abt von Schussenried: 'De re rustica' des Columella, dt. - Württemberg
im Spätmittelalter. Katalog, Stuttgart 1985, S. 137
Württembergisches Landesbibliothek Stuttgart Cod.cam.et oec. 2° 1, Bl. 1v, 2r
https://de.wikipedia.org/wiki/Lucius_Iunius_Moderatus_Columella#/media/Datei:Columella_stuttgart.jpg



Therapiemaßnahmen mit moderner Fachliteratur des 20. und 21. Jahrhunderts zu Schulmedizin, Allopathie, Homöopathie, Alternativ- und Volksmedizin und Naturheilkunde.

In den Vorbemerkungen zu Konkordanz und Lexikon gibt Werner Sackmann von den Schwierigkeiten seiner Arbeit Kenntnis („Was das Sprachliche anbetrifft, ist es keineswegs so, dass jedem lateinischen Begriff von damals ein deutsches Äquivalent von heute gegenübersteht“, 24) und beschreibt seine Verfahrensweise („Jeder Artikel enthält eine vollständige Auflistung sämtlicher einschlägiger Textstellen bei ...“; 24f.). Schwierigkeiten ergeben sich dadurch, dass die Zubereitungsform meist nicht präzisiert wird, ob also Wurzeln, Kraut, Blätter, Früchte oder Samen verwendet werden; zudem gibt er eine kritische Einschätzung der spätantiken Indikationsstellung durch Vergleich mit dem Kenntnisstand unserer Zeit. Weil heute synthetische Pharmazeutika vorherrschen, war dazu umfangreiche Recherche etwa in Handbüchern für Heilpflanzen oder alternative Naturheilkunde erforderlich (26).

Dem umfangreichen Band von 629 Seiten ist aus sprachlicher, fachliterarischer und veterinärhistorischer Perspektive ein Vorwort von Sonja Schreiner und Kurt Smolak vorangestellt, das zunächst einen Einblick in die Literatur von medizinischen Fachschriftstellern gibt, aber auch einige Verfasser von Handbüchern und ihre jeweilige Abhängigkeiten vorstellt. Sehr bedeutsam ist die *Naturalis historia* des Plinius maior (1. Jh. n. Chr.) mit Schwer-

punkt bei den botanischen und medizinischen Büchern, eine zentrale Quelle mit einer Fülle von Rezepten, bereits in der Spätantike kompiliert in der sog. *Medicina Plinii*, ferner die *De re rustica* des Columella (1. Jh. n. Chr.) und Varros (des „gelehrtesten aller Römer“ - Quintilian) dreibändiges gleichnamiges Lehrbuch in Dialogform, aber auch griechische Fachliteratur von Aristoteles über das *Corpus Hippocraticum* bis zu Dioskurides und Galen. Human- und Veterinärmedizin seien in ihren Therapien nicht weit voneinander entfernt. Vorgestellt werden die Schriften jener Autoren, auf die Werner Sackmann sich stützt, die *Mulomedicina Chironis*, 4. Jh. n. Chr. („der Titel gibt vor, dass einer der berühmtesten Kentauren, also ein Fachmann beziehungsweise 'Fachpferd', über Pferdemedizin und Behandlung von Hybridkreuzungen, also Maultieren und Mauleseln, handelt“, 10) und das kriegstheoretische Werk *Epitoma rei militaris* und die tiermedizinische Abhandlung *Digesta artis Mulomedicinae* des Publius Flavius Vegetius Renatus (4. oder 5. Jh. n. Chr.). Zu nennen ist noch Pelagonius Salomonius, ein römischer Veterinärmediziner des 4. Jahrhunderts n. Chr., von dem die erste uns überlieferte Pferdeheilkunde in lateinischer Sprache erhalten ist und zwar in Briefform (13f.). Ein Autor des 5. Jh. n. Chr. ist Palladius Rutilius Taurus Aemilianus mit 14 Büchern *De re rustica*, die erst 1925 entdeckt und schon 1926 ediert wurden (13). Im Vorwort geht es außerdem um den medizinischen Nutzen von Pflanzen, aber auch um die medizinische Verwendung von Produkten gehobener Kulinarik, erläutert am Beispiel des *garum*, des vielfach einsetzbaren Würzmittels der Römer.



Illustrierte Handschrift der *Epitoma rei militaris* aus der Zeit um 1190–1200
(Universitätsbibliothek Leiden)

https://de.wikipedia.org/wiki/Flavius_Vegetius_Renatus#/media/Datei:17v_Leiden_I_Maccabees.jpg

Die beiden Philologen Schreiner und Smolak kommen auch auf einige sprachliche Auffälligkeiten des spätantiken Lateins zu sprechen, auf die vulgäre Gebrauchssprache und deren Rezeption in veterinärmedizinischen Schriften (19f.), außerdem auf das Spektrum linguistischer Phänomene, in denen Spezifika lateinischer Tochtersprachen bereits bezeugt sind.

Das schweizerisch-österreichische Herausgeberinnenteam spricht nach den Mühen ihrer Editionsarbeit von einer „wert-

vollen Grundlagenforschung, die heute niemand mehr in diesem Ausmaß leisten kann“ (27). Bedauerlicherweise sei es dem Nestor der Schweizerischen Veterinärgeschichtsschreibung nicht mehr gegönnt gewesen, Konkordanz und Lexikon selbst zum Abschluss und zur Drucklegung zu bringen. Zweifellos handle es sich um das Ergebnis eines langen Forscherlebens und um ein einzigartiges Nachschlagewerk, das Veterinärmedizin und -historie, Pharmakologie und Philologie gleichermaßen verbindet.

**Heinz-Günther Nesselrath,
Lukian von Samosata – Der Weg
eines Syrsers ins Römische Reich und
in die europäische Geisteswelt,
Georg Olms Verlag 2024,
383 Seiten, 29,- €**

Josef Rabl

Meine erste Begegnung mit Lukian war nicht in der Schule, sondern zu Anfang meines Studiums (ich besuchte damals intensiv Vorlesungen in Alter Geschichte und Kirchengeschichte), als ich in Regensburg ein Bändchen in die Hände bekam: „Wie man Geschichte schreiben soll“. Der Titel gefiel mir wegen seiner Gradlinigkeit. Die Saarbrückener Altphilologin H(elene) Homeyer (ihr ausgeschriebener Vorname ist im gesamten Buch nicht zu finden! – Studieren Sie die verschlungenen Lebenswege dieser klugen Frau bei Wikipedia und unter: <https://zflprojekte.de/sprachforscher-im-exil/index.php/catalog/h/264-homeyer-helene/>) hatte das 300-Seiten-Bändchen 1965 im Münchner Wilhelm Fink Verlag herausgegeben (hergestellt unweit meiner Studentenbude im Druckhaus des Verlags Pustet): eine längere Einleitung, den griechischen Text, eine deutsche Übersetzung und einen umfangreichen Apparat von Erklärungen zu Vokabular und Text, sowie mehrere Register. Mit dem ersten Wort im ersten Satz werden die „Abderiten“ genannt (vgl. Ciceros Ausspruch „Hic Abdera“ in: Epistulae ad Atticum, 4,16,6 mit der Bedeutung „Hier ist die Dummheit zuhause“), die zu Zeiten des Diadochenkönigs

Heinz-Günther Nesselrath Lukian von Samosata

Der Weg eines Syrsers ins
Römische Reich und in die
europäische Geisteswelt

Olms
Studienbücher
Antike 

Lysimachos einen akuten Ausbruch von Tragödienfieber“ erlebt hätten. Als ihnen der Schauspieler Archelaos während einer großen sommerlichen Hitze die „Andromeda“ des Euripides zum Besten gab, überfiel einen Großteil der Zuschauer bald nach der Vorstellung dieses Fiebers, worauf sie nur noch in Trimetern und Monodien des Euripides zu sprechen in der Lage waren. Lukian vergleicht nun dieses Tragödienfieber mit einem Historiographiefieber zu seiner Zeit: seit dem gerade stattfindenden Partherkrieg gebe es niemanden, der nicht Geschichte schreibe: „alle wollten jetzt Thukydidesse und Herodote und Xenophone sein“. Die Vorbilder zeigen

übrigens die klassizistischen Tendenzen der Zeit (S. 121)! Schon als Student habe ich mich über die Anekdote amüsiert, die der Satiriker Lukian dazu in Kapitel 3 erzählt „über den Mann aus Sinope“. Auf die Nachricht, dass Philipp im Anzug gegen Korinth und die ganze Stadt in Hektik und Aufregung verfallen sei – „die einen sorgten für ihre Bewaffnung, andere schleppten Steine heran, wieder andere verstärkten die Mauern“ – und allein Diogenes nichts zu tun hatte, „da gürtete er höchst eifrig seinen Mantel und rollte die Tonne, in der er wohnte, das Kraneion hinauf und hinunter; als ihn daraufhin einer seiner Freunde fragte: 'Wozu denn das, Diogenes?', erwiderte er: 'Ich rolle meine Tonne, damit es nicht so aussieht, als wäre ich der einzige Untätige unter so vielen Rührigen.'“ (S. 97) – Übrigens hat Peter von Möllendorff (verstorben im Alter von 63 Jahren am 10.07.2026) diesen Text mit neuer Übersetzung in den Band 5 seiner sechsbändigen Lukianausgabe, „Bilder der Bildung“, de Gruyter 2026, Reihe Tuscolum, 232-297, aufgenommen und bezeichnet den Traktat „Wie man Geschichte schreiben sollte“ als „die einzige vollständig erhaltene Abhandlung über die Theorie der Historiographie“ (S. 18) und nennt die Ausgabe von Helene Homeyer „unentbehrlich für die Kommentierung“ (S.24).

Lukian treibt sein satirisches Spiel mit dieser Diogenes-Anekdote noch weiter und nimmt auch zum Schluss seines Essays noch einmal Bezug darauf: „ich weiß nur zu gut, wie gefährlich es ist, etwas über Felsgestein hinunter zu rollen, vor allem so etwas wie mein Tönnchen ... doch will ich eine kurze Anleitung und

einige wenige Ratschläge für künftige Geschichtsschreiber zusammenstellen, um wenigstens so an ihrer Bautätigkeit teilzunehmen; denn erscheint auch mein Name nicht auf der Bauinschrift, so habe ich doch wenigstens den Mörtel mit den Fingerspitzen berührt“ (97, 99).

Heinz-Günther Nesselrath erläutert in seinem Buch „Lukian von Samosata – Der Weg eines Syriers ins Römische Reich und in die europäische Geisteswelt“, dass diese Stelle bei Lukian eine der ganz wenigen ist, die zur Datierung taugt (vgl. P. v. Möllendorff a.a.O. 19), wie es zu den entsprechenden Problemen in Lukians Biographie kommt und warum die Zeitgenossen über Lukians Leben allesamt schwiegen. Der in der Reihe Olms Studienbücher Antike 2024 erschienene Titel stellt eine Summe von Nesselraths Beschäftigung mit diesem Autor dar; das macht das Buch auch ausgesprochen interessant und kurzweilig. Diese Biographie weckt die Lust, die Originaltexte zur Hand zu nehmen, den (mir) bislang unbekannten Texten nachzuspüren oder Christoph Martin Wieland wieder auszugraben. Lukians Werk wird in Nesselraths Buch aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, was dazu beiträgt, das erworbene Wissen zu verankern. Alles, was man über Lukian wissen sollte, erfährt man in dieser hervorragend gearbeiteten Biographie.

Heinz-Günther Nesselrath wurde 1981 mit der Dissertation „Lukians Parasiten-dialog. Untersuchungen und Kommentar“ promoviert. 1987 habilitierte er sich mit der Schrift „Die attische Mittlere Komödie. Ihre Stellung in der antiken Literaturkritik und Literaturgeschichte“. Nach

Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten Göttingen, Gießen, Münster und Bonn erhielt er 1992 einen Ruf an die Universität Bern, seit 2001 lehrt er an der Universität Göttingen auf einem Lehrstuhl für Klassische Philologie/Gräzistik und ist seit 2002 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Seit 2015 ist er Mitherausgeber des Reallexikons für Antike und Christentum. Nesselrath gilt als einer der führenden deutschsprachigen Lukian-Experten und ist (ehemaliger) Herausgeber der Reihe SAPERE (Scripta Antiquitatis Posterioris ad Ethicam Religionemque pertinentia), die bis Band 9 von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft publiziert wurde, seit Band 10 vom Verlag Mohr Siebeck, Tübingen. Ziel des Projektes ist es, die bisher im Vergleich zu den älteren Epochen wenig beachteten griechischen und lateinischen Texte vom 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. mit kritischen Editionen, Übersetzungen und Textkommentaren herauszugeben. Seit 2000 sind bisher 47 Bände in dieser Reihe erschienen (Stand: Mai 2026) sowie ein Jubiläumsband (<https://sapere-series.ch/bucher/>). Die Bände werden zwei Jahre nach ihrem Erscheinen in die digitale Bibliothek der Göttinger Akademie „res doctae“ eingestellt und stehen als PDF zum kostenfreien Download bereit.

Einige Bände dieser respektablen Reihe sind Lukians Werken gewidmet, etwa „Die Lügenfreunde oder: Der Ungläubige“ (eingeleitet, übersetzt und mit interpretierenden Essays versehen von Martin Ebner / Holger Gzella / Heinz-Günther Nesselrath / Ernst Ribbat, Darmstadt 22002 - open access: <https://sapere-series.ch/>

die-luegenfreunde/), „Griechische Götter unter sich“ (eingeleitet, übersetzt und mit interpretierenden Essays versehen von Andreas Bendlin, Fabio Berdozzo, Janet Downie, Heinz-Günther Nesselrath und Adolf Martin Ritter. Hrsg. v. Fabio Berdozzo u. Heinz-Günther Nesselrath – open access: <https://sapere-series.ch/griechische-goetter-unter-sich/>) ferner „Über Trauer und den richtigen Umgang mit ihr“ (herausgegeben von Markus Hafner und Robert Porod. Eingeleitet, übersetzt und mit interpretierenden Essays versehen von Alexander Free, Markus Hafner, Andreas Heller, Birgit Heller, Erich Lehner, Robert Porod u.a.). Heinz-Günther Nesselrath schreibt in seinen Aufsätzen auch mit deutlichem Unterrichtsbezug, jüngst etwa: „Von sehr lebendigen Toten und allzu menschlichen Göttern. Ein kleines Plädoyer für Lukian von Samosata als Schulautor“, in: Gymnasium 129, 2022 [erschieden 2023], 491–505, oder: „Lukian über richtigen und falschen Gebrauch der klassischen griechischen Sprache“, Forum Classicum Heft 3, 2024, 212–225, oder: „Wie ein Lehrer nicht sein sollte: Bilder und Beispiele schlechter Lehrer im Werk Lukians von Samosata“, in: D. Pielow / J. Newiger / Y. El Jamouhi (Hgg.), Teachers and Students: Reflections on Learning in Near and Middle Eastern Cultures. Collected Studies in Honour of Sebastian Günther, Leiden / Boston 2024, 141–158.

Im „Fachlexikon zum Latein- und Griechischunterricht“ (Hrsg. Von St. Kipf und M. Schauer) schreibt Johanna Nickel zu Lukian: „Seine Texte bieten eine große Vielfalt an literarischen Formen, intertextuellen Bezügen und Themen, setzen

Philosophie als radikale Lebensform: Diogenes in der Tonne –
Gemälde von Jean-Léon Gérôme (1860)

Der griechische Philosoph Diogenes (404-323 v. Chr.) sitzt in seiner Behausung, einem Pithos im Metroon auf der Agora von Athen. Seine Begleiter waren Hunde, die auch als Symbole seiner „Zyniker-Philosophie“ („Kynikos“, „Hundeähnlich“) dienten.

https://de.wikipedia.org/wiki/Diogenes_von_Sinope#/media/Datei:Jean-L%C3%A9on_G%C3%A9r%C3%B4me_-_Diogenes_-_Walters_37131.jpg



sich oft satirisch mit Zeitgenössischem auseinander oder auch parodistisch mit literarischen Vorlagen und sind in einem gut lesbaren Attisch verfasst, das sich – abgesehen von ihrem Unterhaltungswert – auch für eine Schullektüre, möglicherweise sogar als Erstlektüre, empfiehlt. Inhaltlich kann Lukian als moderner Autor gelten: Literaturparodie, Gesellschaftssatire und Strategie der Selbstinszenierung regen zu Perspektivenwechseln und zur Unterscheidung zwischen Darstellung und Wahrheit an“ (Fachlexikon, S. 502). Heinz-Günther Nesselrath verfolgt das gleiche Ziel, er möchte in seinem Buch die thematischen und literarischen Aspekte dieses Werks vorstellen und zeigen, warum Lukian noch heute (wieder neu) lesenswert ist und geradezu als „Botschafter der Antike“ gelten kann. Er habe ein vielseitiges Werk hinterlassen (Reden, Essays, Dialoge, die zum Teil wie kurze Theaterstücke in Prosa wirken, Erzählungen), das ein lebendiges Bild von vielen Facetten der Antike (z.B. Mythologie und Götter; Phänomene der zeitgenössischen Bildung und Religion sowie ihre manchmal dubiosen Vertreter; ethische und soziale Fragen) vermittelt und seit seinen Lebzeiten stark rezipiert wurde.



Lukianausgabe von 1619, Privatsammlung
https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Lucian_of_Samosata?uselang=de#/media/File:Lukian_von_Samosata_Band_I_page.jpg

Heinz-Günther Nesselrath beginnt sein Buch mit der Beschreibung gesellschaftlichen Lebens in einer fast perfekten Zeit, die vielleicht glücklichste der antiken Welt, Wirtschaft und Handel blühten, alle

Teile des Reiches standen untereinander in regem Austausch. Die Bedeutung von Philosophie und Rhetorik ist groß, eine These, die Nesselrath auch gleich mit literarischen Beispielen untermauert, denn

Flavius Philostratos etwa habe in seinem Werk „Leben der Sophisten“ (59 Biographien zu meist bedeutenden griechischen Sophisten der römischen Kaiserzeit) reiches Anschauungsmaterial für das damalige rhetorische Show-Business geboten. Der Autor kommt noch auf einige weitere Aspekte während dieser Zeit der Zweiten Sophistik zu sprechen, darunter die sog. Antoninische Pest, die historiographische 'Welle' im Kontext der Partherkriege sowie Strömungen von aus dem Osten des Reiches stammenden Glaubens- und Heilslehren. Lukian zeigt in vielen seiner Werke, dass er diese Strömungen kennt, ihnen aber mit der Haltung eines gebildeten Agnostikers begegnet. Die Herkunft aus der kulturellen Peripherie, aus Samosata, einer Stadt am oberen Euphrat und aufgrund ihres Flußübergangs ein bedeutender Handelsort, der zur Provinz Syrien gehörte und heute im türkischen Staatsgebiet liegt, prägte Lukian tief, (der antike Ort existiert

mittlerweile nicht mehr; er wurde mit der modernen Stadt Samsat durch den Atatürk-Staudamm überflutet, die Bewohner 1988 in eine Stadt gleichen Namens umgesiedelt). Er war einerseits stolz

darauf, als Mann „vom Rand der zivilisierten Welt“ als von den Griechen so genannter „Barbar“, in Athen zur Meisterschaft in ihrer Sprache gelangt zu sein. Andererseits litt er darunter, nicht als vollwertiger Grieche im kulturellen Zentrum geboren zu sein. Nesselrath belegt das durch eine

Szene, in der ein Alter Ego Lukians die personifizierte Philosophia zu-rechtweist, weil sie ihn nach seiner Herkunft fragt. Besonders empfindlich reagierte Lukian auf Kritik an seinem tadello-sen und eleganten Griechisch – jener Sprache, durch die er sich Achtung und Ansehen verschafft hatte. Nesselrath illustriert das durch den gedanklichen Verlauf eines Traktats von wenigen Seiten, den Luki-an verfasste, nur um einen winzi-

gen sprachlichen Patzer zu rechtfertigen („Verteidigung eines Versprechers“): Statt mit „Sei begrüßt“ hatte er wohl einen Be-amten versehentlich mit „Leb wohl!“ be-grüßt (der Text ist abgedruckt und über-setzt in Band 6 der neuen Lukian-Ausgabe von Peter von Möllendorff, *Die Scharlatane – Satiren I*, de Gruyter 2026, Reihe Tusc-ulum, 38–51).

Die Beschreibung des Weges eines Syrrers ins Römische Reich und in die Europäi-sche Geisteswelt unternimmt Nesselrath in zehn schlüssig gegliederten Kapiteln und auf 335 gut lesbaren Textseiten. Das erste Kapitel behandelt – wie schon ange-deutet – Lukian und seine Zeit. Es geht um



Christoph Martin Wieland (1733-1813), gemalt (1805) von Ferdinand Jagemann (1780-1820)
https://commons.wikimedia.org/wiki/Christoph_Martin_Wieland?uselang=de#/media/File:Christoph_Martin_Wieland_1733-1813.jpg

seine zahlreichen Aufenthaltsorte und frühe Reisen anhand von An-spielungen in sei-nen Schriften, die natürlich Gegen-stand vielfältiger Diskussion sind, ebenso wie jene personae in seinen Schriften, die Hin-weise auf Lukians Leben geben. Im zweiten Kapitel stellt der Autor Lukians eigene Aussagen über seine Kunst und seine Quellen vor und zeigt so des-sen Arbeitsweise. Kapitel drei gibt einen kompakten Überblick über das

Œuvre, gegliedert nach literarischen Gat-tungen, nach rhetorischen Darstellungs-formen, nach dem Modell des platonisch-sokratischen Dialogs, nach dem Vorbild der attischen Komödie und Menipps oder als Erzähler und Dichter. Das Kapitel vier – mit dem sprechenden Titel „Schwurbler, Schwindler, Scharlatane“ – widmet sich Lukians satirischen Attacken auf seine

„Lieblingsfeinde“. Zu denen zählten Philo-sophen und religiöse Sekten wie die Chris-ten; seine satirischen Angriffe riefen bei nicht wenigen späteren christlichen Rezi-pienten große Ablehnung hervor. Kapitel fünf untersucht die satirische Behandlung von Göttern und Orakeln in seinem Werk, was wiederum mit vielen Textbeispie-len und Kommentierungen illustriert ist. Kapitel sechs – „Von armen Reichen und glücklichen Armen“ – beleuchtet Luki-ans soziale Haltung. Manche Historiker wollten ihn als proto-marxistischen Vor-kämpfer der wirtschaftlich unterdrückten Griechen gegen die unterdrückerischen römischen Kapitalisten sehen. Nesselrath weist mit anderen Wissenschaftlern dar-auf hin, dass fast alles, was man zum Ant-agonismus zwischen Reich und Arm lesen kann, auch schon in der vorausgehenden philosophischen oder Dramen-Literatur zu lesen ist. Im siebten Kapitel geht es um Griechen und Nicht-Griechen, die in Luki-ans Dialogen auf Augenhöhe miteinander sprechen und verschiedene Perspektiven deutlich machen; am Ende steht die Er-kenntnis, dass Freundschaft einen hohen interkulturellen Wert darstellt. Kapitel

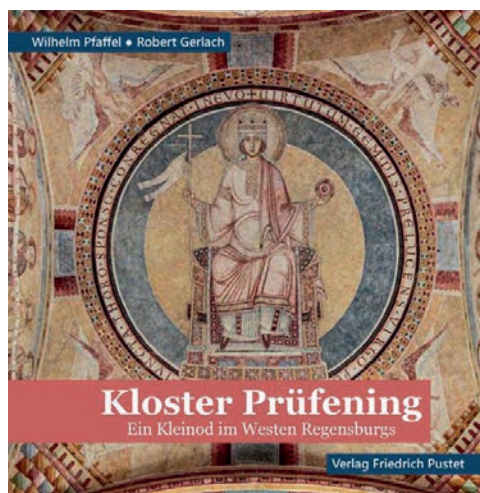
acht führt in die phantastischen Welten, die Lukian erschuf – Jahrhunderte vor dem Entstehen moderner Fantasy- oder Science-Fiction-Genres. Kapitel neun ver-folgt die Wirkungsgeschichte seines Werks von der Antike bis in die Gegenwart, von Galen bis Tucholsky und darüber hinaus. Mitunter findet man Anklänge an die ei-gene Studienbiographie in dem Abschnitt „Schwindender Ruhm und Neuentde-ckung: Lukian vom 19. bis zum frühen 21. Jahrhundert“, zumal in Sachen Rezep-tionsgeschichte vieles davon sich in Ber-lin zugetragen hat (Jacob Bernays, Bonn, Eduard Norden, Ulrich von Wilamowitz, Rudolf Helm u.a.). Kapitel zehn schließ-lich bildet das Nachwort: eine Einladung, Lukian zu lesen und ein Plädoyer dafür, warum sich die Begegnung mit ihm bis heute lohnt: „Es dürfte nur wenige Au-toren geben, die eine ähnlich fruchtbare und breitgefächerte Rezeptionsgeschich-te aufzuweisen haben wie Lukian“ (333). Nesselraths große Auswahl an Texten und seine kunstvoll verdichteten Zusammen-fassungen öffnen dem Leser ein Tor zur Gedankenwelt Lukians, dem eloquenten Spötter von Göttern und Philosophen.

Wilhelm Pfaffel, Robert Gerlach, Kloster Prüfening. Ein Kleinod im Westen Regensburgs, Verlag Pustet Regensburg, 2026, 144 Seiten, durchgehend farbig bebildert, ISBN 978-3-7917-3635-8, 20.00 €

Josef Rabl

Zu meinen Studienzeiten war das Areal von Kloster Prüfening ein mit einer hohen Mauer umgebener Park mit altem Baumbestand; aus einem ehemals wohl idyllischen Garten mit einem See und einem Tempietto war ein verwünschter Ort geworden, den allein Pater Emmeram bewohnte (1902-1994), ein Sohn des Fürsten Albert von Thurn und Taxis, in dessen Familienbesitz das Klosterareal im 19. Jahrhundert gekommen war. Pater Emmeram war Mitglied des Klosters Neresheim, wurde 1930 zum Priester geweiht, bezog 1951 die bewohnbaren Räumlichkeiten und hoffte letztlich vergeblich, dort wieder ein Benediktinerkloster einrichten zu können. Die Wege des Geländes und der Gebäude sind reichlich verschlungen. Aus seinem Dornröschenschlaf fand das Kloster Prüfening wohl durch große Sanierungsmaßnahmen 2014-2019 und es zeigt sich heute „in farbiger Pracht und scheinbarer Vollkommenheit; die neue Beleuchtung lässt sie heller strahlen, als sie die Mönche zum Zeitpunkt ihrer Entstehung je zu Gesicht bekommen konnten“ (39).

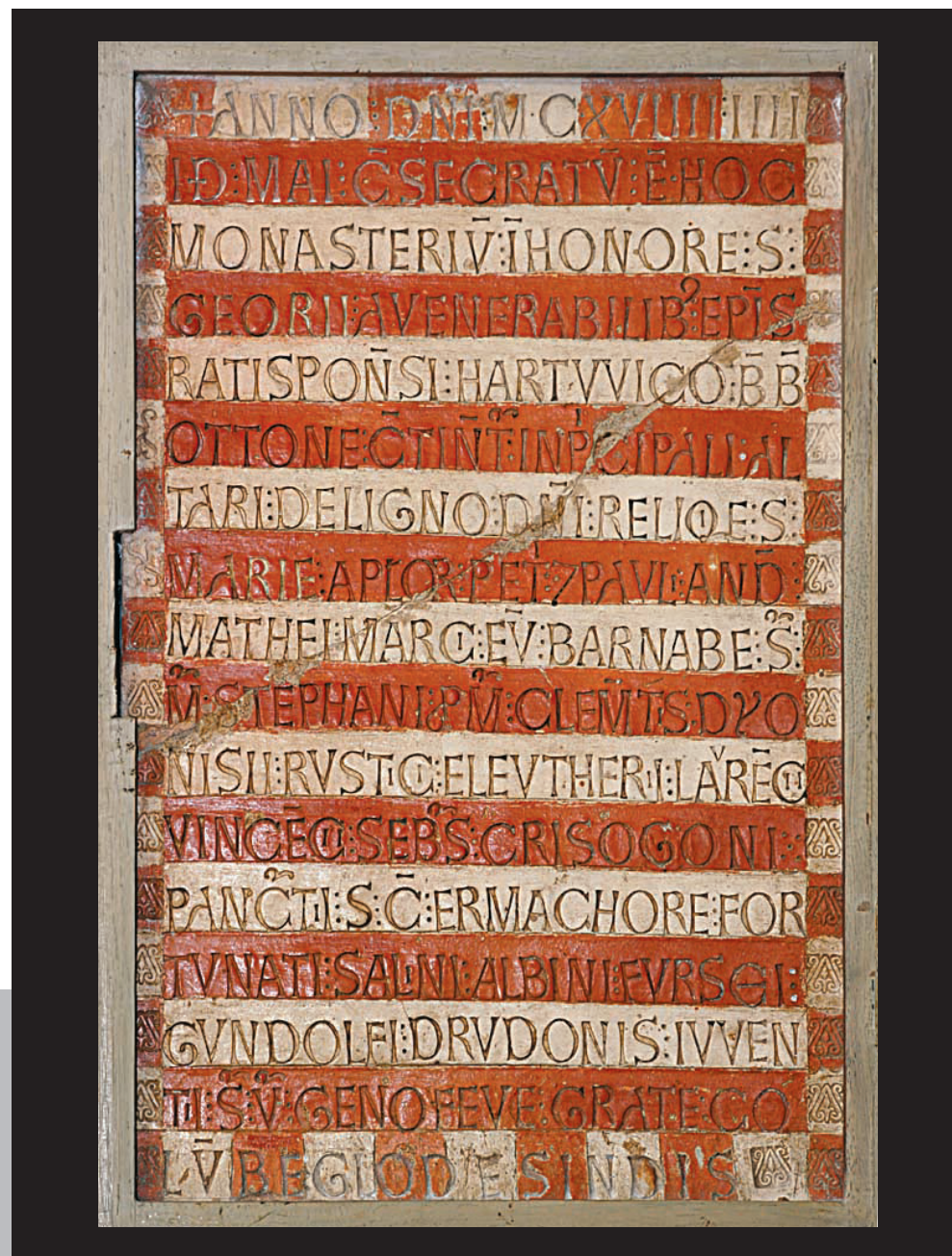
Die Klosterkirche St. Georg in Prüfening unweit der Donau am westlichen Stadtrand von Regensburg, von Bischof Otto



von Bamberg gestiftet, geweiht 1119, zieht seit ihrer Renovierung zahlreiche Besucherinnen und Besucher an. Die umfassende Instandsetzung dieses Baudenkmals von europäischem Rang erfolgte im Zusammenwirken des Staatlichen Bauamtes Regensburg mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.

Das Klosterareal befindet sich – gleich historischen Gebäuden entlang der Via Appia – hinter einer hohen Mauer und ist von alten Bäumen durchsetzt, Gebäude, selbst Kirchtürme, sind von außen kaum sichtbar. Das gilt noch 2026: undurchdringliches

Abb. rechts: Die Weiheinschrift von 1119. Der Text der Weihe des gesamten Klosters mit dem Verzeichnis der Reliquien des Hauptaltars wurde wohl nach 1125 geschaffen, vielleicht vom Klostermaler Eilolf. Er ist aber nicht gemalt, sondern gebrannt. Die Buchstaben sind mit vorgefertigten Stempeln eingedrückt: der klösterliche Hersteller hat also ein ähnliches Verfahren angewandt, wie es Johannes Gensfleisch von Gutenberg gut 300 Jahre später mit bleiernen Lettern für den Druck der sog. Gutenbergbibel getan hat. (vgl. Pfaffel 2026, 47f.)





Erminold-Epitaph, Rekonstruktion der ersten Farbfassung nach Achim Hubel von Melissa Speckhardt

Gestrüpp und wilde Natur prägen das Bild auf weiten Flächen. Ein älterer Holzschnitt (1690) zeigt, dass die Außenwirkung da-

mals eine ganz andere war. Seit dem 12. Mai 2019, genau 900 Jahre nach der ersten Weihe, ist die Klosterkirche Prüfening (zu bestimmten Öffnungszeiten) wieder zugänglich. Die jüngere Forschung zeichnet ein plastisches Bild von der Entstehung und Struktur des Klosterbaus, seinen Malereien und den Abt- und Mönchsgräbern im Inneren der Kirche.

Der Autor des vorliegenden, umfassend bebilderten Bandes stellt die romanische Phase des Klosters mit ihren berühmten Wandmalereien in den Mittelpunkt und legt einen weiteren Akzent auf die lateinischen Inschriften der Klosterkirche. Wilhelm Pfaffel, promovierter Althilologe und bis 2014 langjähriger höchst vielseitiger Leiter des namhaften Regensburger Albertus-Magnus-Gymnasiums, beschäftigt sich nach seiner Pensionierung noch intensiver u.a. mit diesem geschichtsträchtigen Ort. Wilhelm Pfaffel hat als Althilologe, Epigraphiker und Paläograph seit der 900-Jahr-Feier des Klosters über die Wandmalerei-Inschriften und gleichzeitige Prüfening Handschriften intensiv geforscht und seine z. T. spektakulären Erkenntnisse in diversen Veranstaltungen vorgetragen. Die schwer lesbaren, fragmentarischen Inschriften auf den Wandmalereien des Presbyteriums, die wichtige Botschaften der damaligen Künstler enthalten, blieben für die Betrachter, aber auch für Wissenschaftler, bislang ein unergründliches Geheimnis. Übrigens hat Wilhelm Pfaffel den Text für ein Historienspiel geschrieben, das anlässlich des 900-jährigen Weihejubiläums der Kirche durch eine Laienspielgruppe aufgeführt wurde und das, wie der Autor erklärt, „die Licht- und Schatten des Klosters“ aufzeigte.

Zu unseren Studienzeiten (wir hatten noch Zeit, die Veranstaltungen von Nachbarwissenschaften zu besuchen) an der nagelneuen Universität Regensburg befasste sich Heidrun Stein aus kunsthistorischer Sicht mit den romanischen Wandmalereien in der Klosterkirche (Diss. 1985), für ihre Arbeit wurde sie mit dem Professor-Josef-Engert-Preis der Stadt Regensburg ausgezeichnet. Seit 1999 bis zu ihrer Emeritierung lehrte sie als Professorin für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der Universität Erlangen. Auch Wilhelm Pfaffel widmet einen großen Teil seines Buches der Beschreibung des romanischen Baus sowie den romanischen Malereien des frühen 12. Jahrhunderts, aber auch den Deckenmalereien von 1717/1718. Maßgeblich unterstützt wird er durch den Regensburger Photographen und Designer Robert Gerlach, zu dessen Themen auch Kunstgeschichte und Innenarchitektur gehören.

Wilhelm Pfaffel nimmt die neuen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte auf und zeigt sich als Spezialist für mittelalterliche Inschriften, die es hier in Form von Epitaphien und Grabplatten in großer Zahl gibt, insofern er Inschriftentexte nicht nur entziffert, ergänzt und übersetzt, sondern auch auf stilistische und rhythmische Besonderheiten eingeht und sie theologie- bzw. literaturgeschichtlich plausibel einordnet (vgl. Die Abtgräber in der Klosterkirche Prüfening – eine Spurensuche über sieben Jahrhunderte (2024); <https://www.heimatforschung-regensburg.de/3424>; ders.: Die frühchristliche Grabinschrift für Auspicius aus St. Paulin in Trier (2015), <https://zenon.dainst.org/Record/001480290>). Dabei entlocken manche Inschriften – „die je nach ihrer Zeit und ihrem Auftraggeber zwischen mönchischer Schlichtheit und dem Geltungsanspruch eines barocken Abtes oszillieren“ (119) – auch dem heutigen kulturgeschichtlich interessierten Betrachter bisweilen ein Schmunzeln oder befördern existenzielle Nachdenklichkeit:



Kenotaph für Abt Kornmann († 1817)



Östliche Sphinx
Foto: © Robert Gerlach

Vos qui transitis: modicum rogo stare
velitis.

Dicite mente pia: iuvet hunc Iesus
atque Maria.

*„Ihr, die ihr vorübergeht, bleibt, bitte,
kurz stehen.“*

*Sprecht frommen Herzens:
Dem helfe Jesus und Maria!‘
Pfaffel, Abtgräber 2024,22*

A • DNI • MCXXI • IN • FESTO • EPI-
PHAN • DNI • OB- • B •
ERMINOLDVS • I • ABBAS • HVIVS
• MONASTER • A(nno) D(omi)ni in
festo Epiphan(iae) D(omi)ni ob(iit)
B(eatus) Erminoldus I abbas huius
monaster(ii).

*„Im Jahre des Herrn 1121 sta-
rb am Fest der Erscheinung des Herrn
der Selige Erminold, erster Abt dieses
Klosters.‘
Pfaffel 2026,46*

D. O. M.

JOANNES STADLERVS, MORTALIVM
DE NVMERO VNVS HEIC IACEO
SEPVLCRO PER OMNIA SIMILIS,
IMPETV MORTIS INEVITABILI
DEIECTVS.

ITA AD CACVMĒ SENECTAE CVM
PERVENERIS CONSISTES AEGRĒ, ET
CITIVS QVAM ASCENDAS,
DECIDES.

FVI, STETIQVE QVONDĀ, SED
CASVRVS, OCCVBVI, CADETQVE
QVI SEQVITVR SVRRECTVRVS
TAMĒ MAGNO OLIM OMNIŪ SIS-
TENDVS IVDICI. VIATOR, QUI ABIS
ASTA, ET NOMEN QVOD MARMOR

SOLŪ CONTINET PELLEGE, ACTA
NEV INQVIRE, ASTRA PRECARE ET

MORTĒ SI VIS AMICAM, TIME DVM
ABEST VSQVE INIMICAM. OBIIT
ANNO SALVTIS MDCXIX.
IŪY XXVIII. NOMINIS HVIVS
QVINTVS ORDINE QVADRAGE-
SIMVS PRIMVS PRAEFVIT ANNIS
XIII. MENSIBVS IIII. DIEBVS VI.
CVIVS ANIMA DEO VIVAT

*„Gott, dem Besten und Größten! Allhier
liege ich, Johannes Stadler, aus der
Sterblichen Zahl nur einer, durch das
Grab in allem ähnlich, vom unvermeid-
lichen Angriff des Todes darnieder
geworfen. So wirst du, wenn du den
Gipfel des Alters erreicht hast, nur kurz
stehen bleiben und schneller, als du
aufsteigen kannst, hinab fallen. Ich war
und stand einst, aber sank nieder, um
zu fallen – und es wird fallen, wer nach
folgt –, doch um aufzuerstehen und
mich einst dem Großen Richter aller
zu stellen. Wanderer, der du weggehst,
bleib’ stehen und lies den Namen, den
nur der Marmor enthält, und frag’ nicht
nach Taten, bet’ zu den Sternen und
fürchte den Tod – wenn du ihn willst,
als Freund –, doch solange er fern ist,
stets als Feind. Er starb im Jahre des
Heiles 1619 am 28. Juni als 5. Träger
dieses Namens und 41. (sc. Abt) in der
Reihenfolge. Er leitete (das Kloster) 13
Jahre, 4 Monate und 6 Tage. Seine Seele
möge in Gott leben!‘*

*Pfaffel, Abtgräber 2024,39;
Pfaffel 2026, 109*

*„KENOTAPH für den hochvereh-
rten, hochberühmten und gebildeten
HERRN, HERRN RUPERT KORNMANN.*

Er war 54. Abt von Prifling, Oberster Kapl
an des Bayerischen Hofes auf Lebens zeit,



Klosterkirche von Osten · Foto: © Robert Gerlach



Presbyterium, Gewölbe · Presbyterium, Gewölbe, Mater Ecclesia, umgeben von den Symbolen der vier Evangelisten Foto: © Robert Gerlach

Erster Visitor der Bayerischen Benediktiner kongregation, Assistent der Universität Salzburg, Steuerer der Landstände für die Provinz Niederbayern, Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften und der Sittlich-Ökonomischen Gesellschaft von Burghausen, und hat sich hochverdient gemacht um Religion, Bildung und Vaterland. Nach Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres wurde er der Mühsal dieser Erde und seines Leibes am 23. September 1817 entrissen. Bestattet wurde er zwar im Friedhof der Oberen Pfarrei von Regensburg, doch dieses Denkmal hat sich der hochgeliebte Vater in seiner Abtkirche von der frommen Verehrung seiner ihn

überlebenden Söhne verdient.
vgl. Pfaffel 2026, 111 Abb. 114

Prope hunc lapidem Reverendissimus Perillustris ac Amplissimus DOMINUS, DOMINUS MARTINUS ABBAS, Filiorum amor, pauperum pater, Musarum Praesidium et dulce decus, Cum Rem Monasticam Verbis & exemplis, Literariam Voce, scriptis, sumtibus, Oeconomicam Variis incrementis promovisset, Quidquid a coelo mortale habebat, In terram suo, non nostro, heu, Tempore deposuit. Anno aetat. LII Prof. XXXIV. Sacer. XXVIII Dignitatis Abbat. VIII nondum compl. A partu vero Virginis MDCLXXX Nonis Ianuar. R. I. P.

„Nahe diesem Stein hat der hochverehrte und hochberühmte, hochgebildete HERR, HERR ABT MARTINUS, der seine Söhne liebte und Vater der Armen war, der Musen Schutz und süße Zier, nachdem er die literarische Bildung des Klosters mit Worten, Beispielen und Mitteln, das Wirtschaftswesen durch verschiedene Zuwächse vorangebracht, das Sterbliche, das er vom Himmel hatte, zu seiner, leider nicht zu unserer Zeit, in die Erde gelegt. Im 52. Lebensjahr, 36. seiner Profess, 28. seines Priestertums, noch nicht vollendeten 9. seines Abbatats,

von der Geburt (sc. Jesu) durch die Jungfrau indes im Jahre 1790, am 13. Januar. Er ruhe in Frieden.“
Pffaffel, Abtgräber 2024, 44 u. 46

Daneben werden auch die Andreaskirche im Westen der Georgskirche (1125) und die spätgotische Prüfeninger Bürgerkirche von St. Anna (1488) vorgestellt. Bilder und Texte zeigen diese Kostbarkeiten in neuem Licht und begleiten Besucherinnen und Besucher bei ihrem Rundgang durch die Räumlichkeiten und die Umgebung der berühmten Klosterkirche.



Kloster Prüfening © Josef Rabl



Kloster Prüfening © Josef Rabl

Das Buch bietet dem wissbegierigen Leser viele Detailinformationen, über die Kirchtürme und Glocken, die Orgel, den Dachstuhl (mit den ältesten Holzbalken Regensburgs, gefällt im Winter 1111/1112), über Qualität und Herkunft der Steinplatten (die Rotmarmorplatten stammen aus den Brüchen von Adnet bei Salzburg, 105), über den Astronomischen Turm, die Otto-Linde, das schöne Netzrippengewölbe in der gotischen Michaelskapelle, über den Skulpturenschmuck, die Innenausstattung und die einzelnen Altäre, die prachtvollen Malereien, exzellent illustriert und historisch eingeordnet. Ein Literaturverzeichnis mit Primär- und Sekun-

därquellen (in Auswahl) gehört ebenso zu diesem Buch wie ein umfangreiches Verzeichnis der Stichwörter, Eigennamen und Ortsnamen (141ff.).

Das Kloster Prüfening in Regensburg mit der ehemalige Abteikirche St. Georg ist ein Baudenkmal von europäischem Rang, ein Synonym für mittelalterliche Reformarchitektur, Wissenschaft und Kultur. Das gut verständliche und leicht lesbare Buch von Wilhelm Pffaffel gibt Einblicke in die Welt des hohen Mittelalters mit ihrem weltumspannenden Ringen zwischen Papst und Kaiser sowie in eine längst verloren geglaubte Bilderwelt – ein lohnenswertes und bestens erschlossenes Ziel im ohnehin archäologisch und kulturgeschichtlichen hochattraktiven Regensburg (Bitte informieren Sie sich ggf. über die jeweiligen Öffnungszeiten und Führungen in den Schloss- und Klosterkirchengebäuden).

Bayern zur Römerzeit. Archäologie und Geschichte, hrsg. Karlheinz Dietz, Thomas Fischer, Veronika Fischer, Verlag Pustet Regensburg 2025, SBN/EAN: 9783791735207, 552 Seiten, 64 €

Josef Rabl

Habent sua fata libelli. Wenn dieser Satz gilt, dann für dieses Buch, das nicht nur ein richtiges Schwergewicht ist (nämlich 2732 g), sondern auch eine ganze Bibliothek mit Forschungen von Generationen von Althistorikern, Archäologen und Altphilologen zusammenfasst. Seine Geschichte begann 1910, als im Verlag Friedrich Pustet in Regensburg das Buch „Bayern zur Römerzeit. Eine historisch-archäologische Forschung“ erschien. Verfasser war der Gymnasialprofessor Dr. Franz Franzl. In den folgenden einhundert Jahren wurde in wechselnden Verlagen das Thema angesichts der breiten Erkenntniszuwächse und des Perspektivwechsels von den literarischen zu den stark angewachsenen archäologischen Quellen immer wieder neu bearbeitet. 1924 erschien von Dr. Friedrich Wagner, Leiter der Prähistorischen Staatssammlung „Die Römer in Bayern“, München 1924, sein Buch war bis Anfang der siebziger Jahre das Standardwerk für die Erforschung der Römerzeit in Bayern. Prof. Dr. Hans-Jörg Kellner, Direktor der Prähistorischen Staatssammlung, veröffentlichte 1971 das gleichnamige Buch, das bis ins Jahr 1978 teilweise vier überarbeitete und ergänzte Auflagen erfahren sollte, und



bis zum heutigen Tage ein grundlegendes Werk ist. Schließlich brachten Prof. Dr. Karlheinz Dietz, Uni Würzburg, Prof. Dr. Thomas Fischer, Uni Köln, im Herbst 1995 das Buch „Die Römer in Bayern“ auf den Markt, verfasst von vier renommierten Forschern: Wolfgang Cyszcz, Karl Heinz Dietz, Thomas Fischer und Hans Jörg Kellner).

Der Wunsch des Regensburger Verlegers Fritz Pustet war es, eine aktuelle und auch für ein breiteres Publikum leicht lesbare Neubearbeitung der „Geschichte Bayerns zur Römerzeit“ zu verfassen (die vorausgehende Fassung war im Band 1 des Handbuchs der Bayerischen Geschichte enthalten und nicht bebildert) und mit dem gleichlautenden Titel dem vor 120 Jahren erschienenen Werk Reverenz zu erweisen. Der Kreis der Autoren, die viel-erfahrenen (mittlerweile) emeritierten Professoren



Regensburg-Ziegetsdorf: Schmuckaltar für den Gott Merkur von einem Zenturio der Legio III Italica, 3. Jh.; Höhe 114 cm. © Museen der Stadt Regensburg (Foto: O. Harl)



Regensburg, Großes Gräberfeld:
Grabplatte aus Kalkstein der Christin Sarmanna.
© Museen der Stadt Regensburg (Foto: M. Preischl)

Karlheinz Dietz und Thomas Fischer, wurde erweitert durch Dr. Veronika Fischer, tätig seit 2018 beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in Regensburg und als Koordinatorin für die Archäologischen Welterbestätten in Bayern zuständig, die die römischen Grenzen und die prähistorischen Pfahlbauten umfassen. Sie ist zudem Beraterin des Museumsnetzwerkes „Welterbe Donaulimes erleben“. Die Arbeitsteilung in „Bayern zur Römerzeit“ lief in bewährter Form: den Hauptteil haben K. Dietz und Th. Fischer gleichermaßen verfasst, der Teil „Topographisches Verzeichnis ausgewählter Fundorte“ wurde von Veronika Fischer erstellt. Das Kapitel „Ausgewählte Inschriften zum römischen Bayern“ stammt aus der Feder von Karl-

heinz Dietz. Das sieben Seiten umfassende Inhaltsverzeichnis, sehr feinschrittig angelegt, ermöglicht einen guten Zugang. Man kann sich auch in die Fülle an Bildern vertiefen, Karten studieren, Rekonstruktionen betrachten oder einfach zu lesen anfangen.

Ich bin gleich im ersten Kapitel hängen geblieben: Zur Geschichte der Römerforschung in Bayern. Eine wirklich umfassende Forschungsgeschichte gebe es noch nicht, abgesehen von punktuellen Studien etwa zu einzelnen Römerorten oder zur Epoche der Renaissance oder des raetischen Limes. Eine Orientierung stellen z.B. forschungsspezifische Muster in Köln und Xanten dar, wo man ehemals

Karlheinz Dietz und Thomas Fischer, wurde erweitert durch Dr. Veronika Fischer, tätig seit 2018 beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in Regensburg und als Koordinatorin für die Archäologischen Welterbestätten in Bayern zuständig, die die römischen Grenzen und die prähistorischen Pfahlbauten umfassen. Sie ist zudem Beraterin des Museumsnetzwerkes „Welterbe Donaulimes erleben“. Die Arbeitsteilung in „Bayern zur Römerzeit“ lief in bewährter Form: den Hauptteil haben K. Dietz und Th. Fischer gleichermaßen verfasst, der Teil „Topographisches Verzeichnis ausgewählter Fundorte“ wurde von Veronika Fischer erstellt. Das Kapitel „Ausgewählte Inschriften zum römischen Bayern“ stammt aus der Feder von Karlheinz Dietz. Das sieben Seiten umfassende Inhaltsverzeichnis, sehr feinschrittig angelegt, ermöglicht einen guten Zugang. Man kann sich auch in die Fülle an Bildern vertiefen, Karten studieren, Rekonstruktionen betrachten oder einfach zu lesen anfangen.

Ich bin gleich im ersten Kapitel hängen geblieben: Zur Geschichte der Römerforschung in Bayern. Eine wirklich umfassende Forschungsgeschichte gebe es noch nicht, abgesehen von punktuellen Studien etwa zu einzelnen Römerorten oder zur Epoche der Renaissance oder des raetischen Limes. Eine Orientierung stellen z.B. forschungsspezifische Muster in Köln und Xanten dar, wo man ehemals römische oder frühmittelalterliche Gräber fand und die Gebeine kurzerhand zu Relikten frühchristlicher Märtyrer erklärte, die dann fromm verehrt oder gewinnbringend vermarktet wurden. Ganz solchen

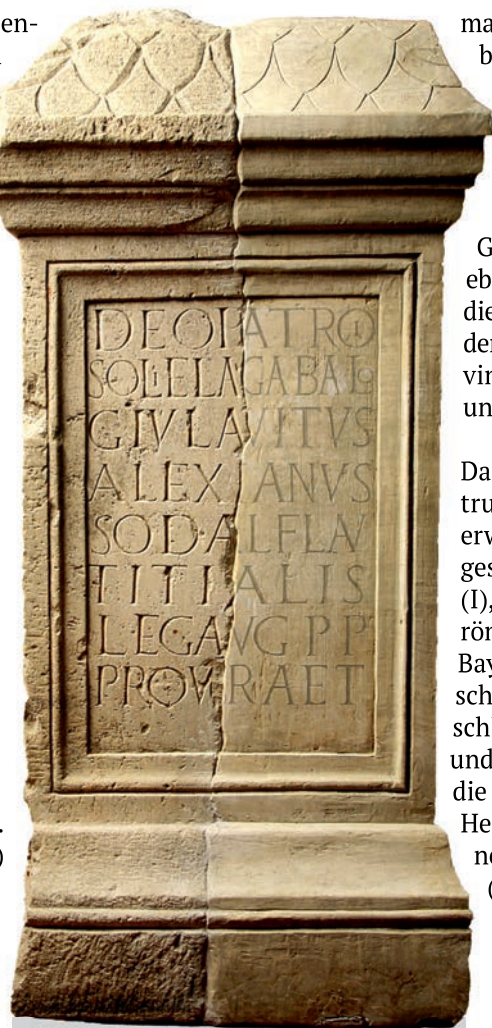
mittelalterlichen Traditionen folgend gab es auch in Regensburg den skurrilen Versuch, mithilfe archäologischer Methoden die Anfänge des frühen römisch-zeitlichen Christentums durch Märtyrergräber konkret zu fassen. Ein von 1688-1715 amtierender Weihbischof war bei einem Aufenthalt in Rom von den damals noch relativ neu entdeckten frühchristlichen Katakomben so tief beeindruckt, dass er auch in Regensburg alsbald begann, solchen Spuren nachzuforschen. In seinem frommen Bemühen ging er sogar so weit, mit dem Stempel der 3. Italischen Legion versehene Ziegel zu römisch-zeitlichen Grabsteinen zu erklären. Mithilfe untergeschobener, offenbar in Rom erworbener Antiken, etwa eines prächtigen sog. Goldglases mit der Darstellung der Apostel Petrus und Paulus, schlussfolgerte er, dass die beiden Apostelfürsten persönlich in Regensburg gewesen seien und dort auch gepredigt hätten (28).

Die Autoren dieses mit wissenschaftlichen Erkenntnissen proppenvollen Buches haben durchaus sich ihren Sinn für Humor erhalten. Beim Thema Limesforschung zum Ende des 18. Jahrhundert kommen sie auf verdienstvolle Gelehrte in Eichstätt, Pappenheim und Weltenburg zu sprechen, aber auch auf einen Regensburger Lyzealprofessor, der sich vorgenommen hatte, den ganzen Limes zu Fuß abzuwandern. Er verfolgte die raetische Mauer bis zur Württembergischen Grenze. Kam dann aber nicht weiter, weil er seinen Pass vergessen hatte. Die Erkenntnisse seiner sicher kräftezehrenden Wanderung legte er 1818 als „Reisen auf der Teufelsmauer“ vor (25). Nachgezeichnet werden die Anfänge

der modernen Wissenschaftsorganisation unter Kurfürst Max III. Joseph und König Ludwig I. sowie die Gründung der Prähistorischen Staatssammlung und der Aufbau einer Denkmalbehörde.

Über fünf Jahrhunderte gehörten große Teile des heutigen Bayern dem römischen Weltreich an. Welche Spuren hinterließ das Imperium im Alpenvorland? Wie lebten die Menschen im heutigen Bayern zur Zeit der Römer?

In nicht weniger als 35 Kapiteln (gemeinsam verfasst von K. Dietz und T. Fischer) präsentiert dieser reich illustrierte Band den aktuellen Forschungsstand zu dieser v. a. für das südliche Bayern grundlegenden Epoche – anschaulich, spannend und wissenschaftlich fundiert. Der Blick reicht dabei zeitlich und räumlich darüber hinaus: Das nordbayerische Barbaricum, damals von ger-



Augsburg: Weihung eines der Kaiserin Julia Domna verwandten raetischen Statthalters (legatus Augusti pro praetore) an seinen Heimatgott Sol Elagabal aus der Zeit zwischen 193/196 n. Chr.; Höhe: 195 cm. © Augsburg, Römisches Museum (nach S. Gairhos)

manischen Stämmen bewohnt, die Übergangszeit zur bajuwarischen Stammesbildung sowie das Verhältnis zwischen Römern und Germanen werden ebenso beleuchtet wie die bayerischen Anteile der einstigen Römerprovinzen Obergermanien und Noricum.

Das weit gefasste Spektrum umfasst die schon erwähnte Forschungsgeschichte zum Thema (I), die komplexe vorrömische Besiedlung Bayerns (II), die römischen Territorien einschließlich Okkupation und Frühzeit (III–IV), die Konsolidierung der Herrschaft über den neu eroberten Raum (V–VII), Raetien von Tiberius bis Commodus (VIII–IX, XII–XIII, XVI), die Provinz und ihre Bevölkerung (X–XI), dann Militär, Grenzverteidigung, Limes und die 3. Italische Legion (XIV–XV, XVII), ziviles Leben, ländliche Besiedlung und Landwirtschaft (XVIII–XIX); Gesellschaft, Wirtschaft und Religion

(XX–XXII), die germanische Besiedlung im Limes-Vorfeld während der Kaiserzeit und der Spätantike sowie die Germanen in Raetien (XXIII, XXIX–XXX), Raetien während der Krise des 3. Jahrhunderts und die römischen Gegner (XXIV–XXV), das Ende der Provinz bis zu den Bajuwaren einschließlich der Überlieferung (XXVI–XXVII, XXXIII–XXXV) sowie Wirtschaft, Militär und Religion in der Spätantike (XXVIII, XXXI–XXXII). Die Kapitel unterscheiden sich zwar deutlich hinsichtlich ihrer Länge, sie sind aber alle mit Karten, Plänen, Umzeichnungen und Abbildungen ausgestattet und verfügen größtenteils am Beginn über eine hilfreiche Zusammenfassung. Vielfach eingebunden sind

passende Beispiele aus der Region, so dass zusätzlich zum systematischen topografischen Verzeichnis ein enger Rückbezug zu aussagekräftigen Befunden entsteht.

Bisweilen berichten die beiden Autoren der zentralen Kapitel auch von ungeklärten Fragen: Im Murnauer Moos gebe es schnurgerade auf 6 km Länge eine römische Straße mit einem Holzunterbau und einer Lehm-Kies-Schüttung, allerdings ohne die bei Römerstraßen üblichen Ab-

nutzungsspuren, wie etwa Rinnen durch Wagenräder. Da sie offenbar kaum benutzt wurde, könnte man sie für eine verkehrstechnische Fehlplanung halten. Der Ausgräber wartete allerdings mit einer verblüffenden Interpretation dieses Straßenabschnitts auf: Kaiser Claudius reiste nach ersten Erfolgen beim Eroberungsfeldzug in Britannien im Sommer 43 via Massilia und das Rhônetal nach Norden und von Boulogne weiter per Schiff zu einem Truppenbesuch auf die Insel. Er ließ

sich von seinen Truppen feiern und reiste nach 16-tägigem Aufenthalt zurück nach Rom; seine Reiseroute ist allerdings nicht überliefert. Der Ausgräber der schnurgeraden Straße im Murnauer Moos schlug nun einen etwas komplizierten erscheinenden Umweg vor, der über Köln, Mainz, Augsburg und das Eschenloher Moos nach Italien führen sollte: „dies alles – Claudius war schließlich passionierter Historiker – um auf den Spuren seines Vaters Drusus, seines Bruders Germanicus und seines Onkels Tiberius zu wandeln. Das klingt zunächst faszinierend und plausibel ... Selbstverständlich war ein römischer Kaiser mächtig genug, um Sentimentalitäten auch auf solche Weise auszuleben und einen solch aufwendigen



Augsburg: Weihung an Isis Regina aus Laaser (Südtiroler) Marmor; die Fußspuren sind ein Hinweis auf die göttliche Anwesenheit, 3. Jh.; Höhe 15,8 cm. © Augsburg, Römisches Museum (nach L. Weber)

und zeitraubenden Umweg samt Straßenbau anzuordnen. Aber ebenso kann es für die Straße im Murnauer Moos auch ganz andere Gründe gegeben haben. Ehrlicherweise geben wir zu, dass uns solche noch nicht eingefallen sind“ (90).

An die lange Reihe der großen Geschichtskapitel schließt sich ein topografisches Verzeichnis mit 145 ausgewählten Fundorten von Aislingen bis Zuchering (357–469) an, das den aktuellen Forschungsstand berücksichtigt und jenseits der alphabetischen Ordnung auch durch eine Übersichtskarte (468f.) erschlossen ist (V. Fischer nach Vorarbeiten von T. Fischer). Der Leser und Betrachter kann sich durch eine kaum zu überbietende Fülle von Grundrissen, Luftbildern, Rekonstruktionen, Plänen, Rekonstruktionszeichnungen, Lageplänen, geophysikalische Plänen, Umzeichnungen, Messbildern, Ergebnissen von Magnetometerprospektionen, Geländemodellen, Abbildungen archäologischer Funde, z.B. Meilensteinen, Weihestensteinen, Münzen,



Günzburg:
Altar der molinari (Wassermüller)
für den Neptun. © Augsburg,
Römisches Museum (Foto: O. Harl 2004)

Beschlägen, Grabbeigaben, Schatzfund, Übersichtsplänen, Übersichtskarten, Luftaufnahmen, Drohnenaufnahmen, Stadtplänen, Grabungsplänen, perspektivischen Aufsichten und topographischen Aufnahmen arbeiten.

Besonders interessant sind die über 250 ausgewählten detailreichen Inschriften (Dietz), die mit lateinischem Text, deutscher Übersetzung und den einschlägigen Nachweisen gegeben werden und vier große Rubriken – Geschichte; Verwaltung und Militär; Gesellschaft und Wirtschaft; Religion, Aberglauben, Medizin, Tod, kurz: rätische Lebenswelten – erschließen helfen; auf sie wird im Text immer wieder Bezug genommen. Einige Beispiele zur Illustration: Auf Seite 476 stößt der Leser auf das älteste Militärdiplom für Raetien vom 13. Mai 86. Kaiser Vespasian stellt dieses Diplom aus für Reiter und Fußsoldaten, die 25 Jahre lang gedient haben in den aufgelisteten vier Alen und acht Kohorten, die in Raetien stehen. Es heißt dort:

Imp(erato) Caesar divi Vespasiani f(ilius) Domitianus ... equitibus er peditibus, qui militaverunt in alis quattuor ... et cohortibus octo ... et sunt in Raetia sub T(ito) Flavio Norbano quinis et vicenis pluribusve stipendiis emeritis dimissis honesta missione, quorum nomina subscripta sunt. ipsis liberis posterisque eorum civitatem dedit et conubium cum uxoribus, quas tunc habuissent, cum est civitas iis data, aut si quid caelibes essent, cum iis, quas postea duxissent dumtaxat singuli singulas.... Descriptum er recognitum ex tabula aenea quae fixa est Romae in Capitolio in tribunali Iovis Parati parte posteriore.

„Ihnen, ihren Kindern und Nachkommen wird das römische Bürgerrecht geschenkt und das (gültige römische) Eherecht mit den Frauen, die sie damals hatten, als ihnen das Bürgerrecht geschenkt wurde, oder sofern sie (damals) ledig waren, mit den (Frauen), die sie spä-



Straubing, Ostkastell: Laterne aus Buntmetall.
© Gäubodenmuseum Straubing (Foto und
Montage: Fotowerbung Bernhard Straubing)

ter heiraten würden, lediglich jeweils mit je einer“.

Den Grabstein des Weinhändlers Cassius Constantinus und seiner Familie, 2. Jh., fanden Archäologen in Neuburg an der Donau (S. 507, Nr. 71.12):

D(is) M(anibus). / Tib(erio) Cassio Constantino iu-nio/ri miserrimo, qui vixit annos III, m(enses) / IIII, dies XII, fecit Tib(erius) Cl(audius) Constantinus / pater filio dulcissimo, a quo sibi faci/endum optaverat, et Cassiae Verae / matri eius et Claudis Ianuario/ Victori et Marcellino libertis/fidelissimis vivis fecit et Modesto suis ra /ris-simis. / perpetua[e] securitat[i].

Den Göttlichen Mamen. Dem Tiberius Cassius Constantinus, dem Jüngeren, dem beklagenswertesten, welcher drei Jahre, vier Monate und 22 Tage lebte, dem süßesten Sohn, von dem er gewünscht hatte, (das Grab) gemacht zu bekommen, hat der Vater Tiberius Claudius Constanti-



Straubing:
Gesichtsteil
eines
Maskenhelms
vom hellenisti-
schen Typ.

© Gäuboden-
museum
Straubing
(Foto und Montage:
Fotowerbung Bern-
hard Straubing)

nus, (den Grabstein) gemacht; und für Cassia Vera, dessen Mutter, und für seine überaus treuen Freigelassenen, den Claudiern (mit den Beinamen) Januarius, Victor und Marcellinus, die noch leben, sowie für seine trefflichsten (Sklaven), für den verstorbenen Fidelis und für Gaius und Modestus. Der ewigen Ruhe. In Passau entdeckte man das Grabmal des Weinhändlers Publius Tenatius Essimnus aus Trient, 2./3. Jh. (S. 507/508, Nr. 71.15 D(is) M(anibus). / P(ublio) Tenatio Ess-

imno nego/tianti vinar/iario, domo / Iulia Triden/tum, o(bito) anno (rum) LVII, / P(ublius) Tenatius Pater/Nuss patri pientissimo / fecit.

Den göttlichen Manen. Für Publius Tenarius Essimnus, dem Weingroßhändler, mit Wohnsitz Iulia Tridentum (Trient), gestorben mit 57 Jahren, hat Publius Tenatius Paternus (dies Grabmal) für seinen pflichtbewusstesten Vater machen lassen.

Erinnern kann ich mich noch an die Auffindung des Grabsteins der Christin Sarmanna, nach 400, zu meinen Studentenzeiten in Regensburg (S. 486, I59). In Chr(isto) A(lpha et) O(mega b(ene) m(erenti) Sarmann(a)ne quiescenti in pace/ martiribus sociatae.

Der in Christus, Anfang und Ende, wohlverdienten Sarmanna, die in Frieden ruht, den Märtyrern beigesellt.

Als Prof. Thomas Fischer in einem Interview gefragt wurde, was ihn an der Römerzeit fasziniere, antwortete er: „Das Interessante ist, dass die Römer auf uns so modern wirken. Bevor die Römer ab 15 v. Chr. über die Alpen nach Raetien kamen, es eroberten mit erstaunlich wenig Kämpfen, haben wir doch geradezu prähistorische Verhältnisse mit primitiven Holzhäusern und Stammesgesellschaften. Und plötzlich kommt da diese Hochkultur mit Straßen und Steinbauten. Die räumliche Ausdehnung ist sensationell, von Großbritannien über Spanien bis Syrien, diese Größe und Durchorganisation hat nie wieder ein Staat erreicht.“ – Gefragt nach neuen Trends in der Forschung, stellte er fest:

„Wir haben durch die Rettungsgrabungen eine Menge neuer Erkenntnisse. Ein Schwerpunkt ist der Übergang von der Kelten- zur Römerzeit und die Aufsiedlung nach dem Bevölkerungsschwund. Die Keltenstadt Manching etwa war ja verlassen. Aber schon in der Frühzeit, in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts, siedelten sich etwa im Westen um Augsburg Germanen aus dem heutigen Böhmen dort an. Diese Zuwanderung fand im römischen Raeti-

en permanent statt, auch Kelten aus der Schweiz und Frankreich ließen sich nieder. Die Römer duldeten das, weil sie an der Besiedlung interessiert waren. Manche Zuwanderer ließen sich auch leicht für Milizen der Römer gewinnen. Diese Hilfstuppen waren anfangs ganz wichtig, da es bis ins 2. Jahrhundert an den Grenzen noch keine römischen Legionäre gab.“

Quelle: *Als Bayern Raetien hieß – Historiker über die spannendsten Funde aus der Römerzeit*, von Dirk Walter, 27.07.2025, Merkur, <https://www.merkur.de/bayern/roemerzeit-als-bayern-raetien-hiess-historiker-ueber-die-spannendsten-funde-aus-der-93852646.html>

Wie wird ein Buch zum Standardwerk? Wenn Texte und Bilder viel studiert werden, wenn es von Wissenschaftlern vom Fach intensiv rezipiert wird, wenn es fast unerschöpfliche historische Informationen bietet und diese mit der Gegenwart verbindet. Dieses Buch erfüllt alle Voraussetzungen zum Standardwerk: „Bayern zur Römerzeit. Archäologie und Geschichte“ (Pustet Verlag, 54 Euro) fasst auf 550 Seiten 500 Jahre römische Historie in Bayern zusammen – von den Anfängen 15 v. Chr., als der Eroberungsfeldzug über die Alpen begann, bis zum Ende des weströmischen Reiches 476. Souverän ordnen die drei Autoren die schier unübersehbare Fülle an Funden den römischen Zeitabschnitten zu und erzählen die Geschichte des „römischen Bayern“ auch für Laien verständlich, unterhaltsam und anregend.

Neues Begleitmaterial zu LATEIN



Weiteres Begleitmaterial auf:
www.ccbuchner.de/latein



C.C. Buchner Verlag
GmbH & Co. KG